

Das Werk



Das Rothenburger Tor in Dinkelsbühl.

Kadierung von Walter Romberg.

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIV. Jahrg.

Düsseldorf



Februar 1934

Heft 2

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIV. Jahrg.

Düsseldorf, Februar 1934

Heft 2

Von der weltgeschichtlichen Berufung.

Unsere weltgeschichtliche Berufung verlangt heute von uns, daß wir in dem Zeitalter der Weltteile Europa vor den großen Blut- und Geist-, Staats- und Stil-gegensätzen der Erde vertreten. Eine große Erwartung ist damit auf uns gesetzt. Den neuen Typus des Deutschen müssen wir schaffen, den Menschen der Zukunft, der fähig ist, die Geschichte, die mit uns anbrach, nun auf sich zu nehmen und in den Kämpfen durchzuhalten, die sie mit sich bringen wird.

Es wird ein ganz anderer Typus des Deutschen sein, als der war, den wir seither gehabt, wie eine jede neue Zeit immer einen neuen Typus bedingt und mit sich bringt. Wir sehen diesen neuen Typus des Deutschen heute noch nicht. Aber vielleicht können wir sagen, daß es in unserer Art wäre, wenn es gelänge, dem modernen Skeptiker, der der moderne Mensch bis jetzt gewesen ist, den modernen Enthusiasten entgegenzusetzen.

Vorläufig haben wir nur die neue Zeit und nicht die neuen Menschen. Aber die Zeit, die Neuheit des Lebens, in der wir stehen und die wir nicht nur in den Erscheinungen sehen, die sie vor uns aufwirft, sondern die wir am nächsten an der Bewegung verspüren, die wieder durch uns hindurch und unter uns her geht, wird das ihre tun und auch den Menschen bilden, den sie für sich braucht. Bis dahin müssen wir, wenn wir wissen wollen, worauf das Vertrauen sich gründet, das wir zu dem deutschen Volke haben, auf den zweitausendjährigen Unterbau an Taten und Menschen zurückschauen, der unsere vergangene Geschichte ausmacht und unsere zukünftige trägt.

Moeller van den Bruck, † 1925.

Von der weltgeschichtlichen Wirksamkeit.

Wir haben eine lange und ruhmvolle Geschichte hinter uns. Wir haben, wir wollen es hoffen, eine ebenso lange und ruhmvolle Geschichte noch vor uns. Es ist sehr wohl möglich, daß wir erst in der Mitte unserer Entwicklung stehen.

Aber wir werden zu allen neuen Aufgaben nur geschickt sein, wenn wir wissen, wer wir eigentlich sind, und welcher Geist es ist, den wir in unserem Drange erfüllen. Kein Volk weiß weniger von sich als das deutsche. Wir dürfen nicht vergessen, daß es die unbewußte Hälfte unserer Geschichte gewesen ist, die hinter uns liegt. Heute sind wir in ihre bewußte Hälfte eingetreten.

Uns zu Deutschen zu machen: das ist daher die große Pflicht, die wir haben. Wir können unsere Art nicht anderen Völkern bringen, wenn wir sie nicht selbst vorher entwickelt und vollendet haben. Ein Volk zum Bewußtsein seiner selbst zu erziehen, ist deshalb gleichbedeutend mit der Erziehung des Volkes zu seinen großen Männern.

Die großen Männer sind die großen Laten der Nationen. In ihnen fassen die Völker sich gleichsam zusammen und sprechen sich aus. Die Stimme des Volkes selbst ist stets nur ein vergängliches Geschwirr des Tages, in dem der Nächste gerade den Nächsten versteht, und jedenfalls viel zu verschallend und unbestimmt, um langhin gehört zu werden. Die Stimme der großen Männer dagegen ist ein Donnerton, der über das Zeitliche hinauslingt und den das Ewige aufnimmt.

Zur weltgeschichtlichen Wirksamkeit kommt der große Mann immer erst dann, wenn er zusammen mit seinem Volke in die Geschichte eingreift und beide völlig eins sind, der eine als die führende, das andere als die ausführende Macht. Deshalb besteht auch keine Feindschaft zwischen dem großen Manne und seiner Nation, wie dies ein Geschichtsdenken annimmt, das selber genielos und nationslos ist. Feindschaft besteht nur zwischen dem großen Mann und der Masse und muß hier wohl bestehen, weil der große Mann eine treibende Kraft ist, die sich nach oben zu entwickeln, die Masse dagegen eine beharrende Kraft ist, die sich nach unten zu verbreiten strebt. Zwischen dem großen Mann und der Nation besteht höchstens ein Abstand, wie ihn Dinge, die innerlich gleich sind, deshalb in ihrem äußeren zeitlichen und räumlichen Verhältnis zueinander nicht ausschließen. Doch immer sehen wir, daß es der Nation gelingt, wenn sie wirklich eine große Nation ist, in die Stellen einzurücken, die der große Mann ihr zeigt — ebenso wie ein großer Mann immer verstehen wird, seine Nation so zu führen, daß sie ihm auch zu folgen vermag, und das von ihr zu verlangen, was ihnen beiden zu erreichen gegeben ist.

Und auch zwischen Nation und Nation, wie zwischen großem Manne und großem Manne, besteht zunächst keine Feindschaft. Alle großen Menschen und alle großen Völker suchen im letzten Ziele dasselbe. Alle suchen Gott.

Aber zugleich ist es wieder irdisch, daß sie alle, die Nationen wie die großen Männer, so sehr sie im Göttlichen übereinstimmen, doch im Menschlichen auseinandergehen. Wir suchen nun einmal Gott auf vielen Wegen.

Das Wort des großen Mannes aber ist immer das letzte Wort, das die Menschheit durch ein Volk auszusprechen hat. Der Augenblick scheint gekommen, in dem wir uns daran wieder erinnern müssen.

Wir wollen teilhaben an der Unendlichkeit. Wir können es nur, wenn wir frei, handelnd, schöpferisch aus uns heraustreten und von uns aus und durch unser Zutun dem Unendlichen ebenbürtig zu werden suchen. Und es ist wahr: Nicht besser können wir mit dem Unendlichen eins werden, als wenn wir Endlichen in der höchsten Steigerung das zu sein suchen, was wir von Natur sind und was die Unendlichkeit in allen ihren endlichen Äußerungen ist: tätig. Wir sind es ja erst, die die Dinge unsterblich machen!

Was einmal getan ist, das kann nie mehr gänzlich ungetan sein, und der Glaube an ein ewiges Leben ist kein anderer als der an die Erhaltung der Tat.

Daher sehen wir denn die Welt, unsere Welt, als diesen gewaltigen Aufstieg zum immer Geistigeren vor uns, in der jede einzelne Stufe Geist sich in eine noch höhere fortsetzt und sie alle, die zu dem Aufbau beitragen, doch in dem Maße unverlierbar bleiben, in dem sie ihn tragen müssen. Die menschlichen Formen dieses Aufbaus sind die großen Religionen, die großen Völker und die großen Männer, die nacheinander auftreten. So ist die Geschichte des Menschen die Geschichte Gottes auf Erden.

Doch wir können dem Ewigen nur dienen, wenn wir dem Zeitlichen dienen.

Unser Leben ist immer die Verwirklichung unseres Geistes, aber an der Verwirklichung erkennt man erst den Geist. Die Geschichte eines Volkes ist immer die Geschichte seiner Weltanschauung, aber die Werte, die das Volk schafft und hinterläßt, rechtfertigen erst diese Weltanschauung.

Und wenn wir Deutschen heute an unserer Geschichte weiterarbeiten, dann tun wir es, weil wir das Gefühl haben, daß in der Wendung, die unser verhängnisvolles Nationalschicksal in letzter Stunde genommen hat, ein Zeichen für die Zukunft liegt, eine Verpflichtung auf Zukunft geradezu und die Offenbarung eines Berufes, den wir in der Welt noch zu übernehmen haben. Dann tun wir es, um uns unvergänglich auf Erden zu machen, um uns fest einzuwurzeln in den alten, schönen, treuen Boden, dem wir entwachsen sind, um auch von uns aus ein Reich und eine Kultur zu schaffen, die uns mit ihren Werten überdauern, indem sie von uns aus — und dahin geht die Entwicklung eines jeden großen Volkes — sich schließlich beherrschend im Raume ausdehnen.

Aus: Moeller van den Bruck, „Das ewige Reich“.

Im Halseisen.
Frondienst
im Schanzenbau.
Kupferstich
aus dem 17. Jahrhundert.



Deutsches Volk – deutsches Recht.

Von Dr. jur. G. R. Schmelzeisen, Amts- und Landrichter.

Mit 5 Kupferstichen und Holzschnitten aus Franz Heinemann: „Der Richter und die Rechtspflege“.

2. Wege und Ziele der Rechtserneuerung.

Ordnung der Graueschafft. Nassau.



Titelblatt der Gerichtsordnung von Nassau.
Holzschnitt vom Meister des Schöfferschen Livius. Worms 1535.

Die Rechtsnot des deutschen Volkes kann nur in der Weise beseitigt werden, daß das Recht von einer alles beherrschenden und unantastbaren Weltanschauung aus erneuert

wird. Dabei ist eines zu beachten: Die Erneuerung des deutschen Rechts kann ebensowenig wie die Erneuerung unserer gesamten deutschen Kultur von heute auf morgen erfolgen. Vielmehr müssen zunächst gewisse Voraussetzungen erfüllt sein, wenn das Werk gelingen soll.

Grundvoraussetzung der Rechtserneuerung ist der Schutz und die Pflege des deutschen Volksgeistes. Wie sollte eine volksgeistige Rechtserneuerung möglich sein, wenn nicht der Volksgeist selbst gesund und lebenskräftig ist? Die übertriebenen Auswüchse unseres Volksgeistes in Richtung des Verstandes, wie sie die jüngste Entwicklung gezeitigt hat, sind als Krankheitserscheinungen zu erkennen und zu beseitigen.

In erster Linie ist Rassenreinheit des Volkes anzustreben. Denn des Volkes Geist bestimmt sich nach seiner Rasse. Sehr richtig sagt Robert Reimer: „In einem verbastardierten Volk kann sich keine gemeinsame Grundüberzeugung, kein gemeinsames Rechtsgewissen, kein die Beziehungen zwischen der Allgemeinheit und den einzelnen und zwischen den einzelnen untereinander regelndes Recht bilden.“

Die Rasse muß geschützt werden gegen fremdrassige Einflüsse. Stämmeler schlägt ein besonderes Gesetz zur Reinhaltung der Rasse vor. Danach sollen Ehen zwischen Deutschen und Fremdrassigen verboten werden. Bereits bestehende Ehen sollen gültig bleiben. Neue Ehen sollen nicht geschlossen werden dürfen und nicht anerkannt werden. Für den außerehelichen Geschlechtsverkehr zwischen Fremdrassigen und Deutschen werden hohe Strafen verlangt. Weiter soll die Einwanderung von Fremdrassigen verboten werden. Die Einreise Fremdrassiger soll nur in bestimmten Fällen zulässig sein. Namensänderungen sind sehr geeignet, die Rasse-

Blut zu Ban mit der lange nasen Wo wils du hin mit dem hafen!



Bauer
auf dem Weg
zum Advokaten.

Kupferstich aus dem 17. Jahrhundert.

zugehörigkeit zu verschleiern. Die vielen seit 1914 vorgenommenen Namensänderungen haben in den meisten Fällen diesem Zweck gedient. Daher fordert Stämmeler, daß sie rückgängig gemacht werden. Im übrigen sollen Namensänderungen bis auf weiteres unterbleiben. Das Reichsgesetz vom 14. Juli 1933 (RGBl. S. 480) trägt dem in gewisser Beziehung bereits Rechnung. Danach können Einbürgerungen, die in der Zeit zwischen dem 9. November 1918 und dem 30. Januar 1933 vorgenommen worden sind, widerrufen werden, falls die Einbürgerung nicht als erwünscht anzusehen ist. Durch den Widerruf verlieren außer dem Eingebürgerten selbst auch diejenigen Personen die deutsche Staatsangehörigkeit, die sie ohne die Einbürgerung nicht erworben hätten. Das sind z. B. die Ehefrau und die Kinder. Nach der Durchführungsverordnung zu dem Gesetz soll die Frage, ob eine Einbürgerung als nicht erwünscht anzusehen ist, nach völkisch-nationalen Grundsätzen beurteilt werden. Im Vordergrund stehen die rassischen, staatsbürgerlichen und kulturellen Gesichtspunkte für eine den Belangen von Reich und Volk zuträglich Vermehrung der deutschen Bevölkerung durch Einbürgerung.

Sodann ist die Rasse zu schützen gegen Entartung. Es gilt die Verhütung erbkranken Nachwuchses. Während die erbgesunden Familien größtenteils zum Ein- oder Kindererbsystem übergegangen sind, pflanzen sich unzählige Minderwertige und erblich Belastete hemmungslos fort. Ihr erbkranker Nachwuchs fällt der Allgemeinheit zur Last. Geisteskrankheiten und andere Leiden übertragen sich auf immer weitere Kreise. Das einzige Mittel, das diese die Volkskraft vernichtenden Folgen mit Sicherheit verhindern kann, ist die Unfruchtbarmachung des Erbkranken. Aus dieser Erkenntnis heraus ist das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14. Juli 1933 (RGBl. S. 329ff.) ergangen. Es ist mit dem 1. Januar 1934 in Kraft getreten. Durch das Gesetz werden nur solche Krankheiten erfaßt, bei denen die Regeln der Vererbung mit großer Wahrscheinlichkeit einen erbkranken Nachwuchs erwarten lassen. Das ist z. B. der Fall bei angeborenem Schwachsinn, Geisteskrankheit, erblicher Fallsucht, Weistanz, schweren körperlichen Mißbildungen und schwerer Alkoholsucht. Die Unfruchtbarmachung ist keine Strafe. Jedoch ist sie notfalls gegen den Willen des Kranken auszuführen. Sie wird angeordnet auf den Antrag des Kranken, seines gesetzlichen Vertreters oder gewisser anderer Personen durch das beim Amtsgericht gebildete Erbgesundheitsgericht. Dieses besteht aus einem Amtsrichter, einem Amtsarzt und einem mit der

anderen Gesetz können sie aber unter gewissen Voraussetzungen entmamt werden. Dadurch soll ihr gemeinschädliches Triebleben unterbunden werden.

Soll der deutsche Volksgeist wieder stark und kulturzeugend werden, so muß ihm ein wirksamer Ehrenschatz zuteil werden. Nicolai sagt: „Die Ehre ist der Selbstbehauptungswille eines Menschen oder eines Volkes. Die Ehre gebietet, auch das Recht zu wahren, damit es nicht zugrunde gehe. Deshalb kann nur da Recht sein, wo der Grundsatz der Ehre im Vordergrund alles Denkens steht und wo für die Freiheit gekämpft wird um des Lebens und des Rechtes wegen.“ Wer die Ehre seines Volkes beschimpft, muß strenger Bestrafung unterliegen. Eine Beschimpfung der Volksehre ist z. B. in dem anstößigen Tanz mit den rassefremden Negern zu sehen.

Von besonderer Bedeutung für die Gesundung des Volksgeistes sind die nationalsozialistischen Bestrebungen, das Volk in stärkerem Maße zu verbäuerlichen. Die Stadt hat immer etwas Verstandeswertiges an sich. Sie droht, mit der Zeit das seelenbetonte bäuerliche Denken im Volke zu ersticken. Deshalb darf die Stadt unter keinen Umständen die Volkskultur allein bestimmen. Gelingt es, den deutschen Menschen wieder mehr als bisher dem Lande zuzuführen, so ist daraus ganz fraglos eine Gesundung unseres heute noch allzu verstandesbetonten Denkens zu erwarten. Für den Nationalsozialismus ist die Verbundenheit von Blut und Boden die gesündeste Grundlage einer völkischen Kultur. Sie ist in erster Linie beim Bauernstand gegeben. Daher ist die Auffrischung und Erhaltung dieses Standes von allergrößter Bedeutung für die Erneuerung des gesamten Volkes. Adolf Hitler sagte am 1. Oktober 1933 auf dem Bückeberg: „Der erste und tiefste Repräsentant des Volkes aber ist jener Teil, der aus der Fruchtbarkeit der Erde die Menschen nährt und aus der Fruchtbarkeit der Familie die Nation forterhält. So wie der Liberalismus und der demokratische Marxismus den Bauern verleugneten, so bekennt sich die nationalsozialistische Revolution bewußt zu ihm als dem sichersten Träger der Gegenwart, dem einzigen Garanten für die Zukunft. Wir wissen, daß der Ruin des deutschen Bauern das Ende des deutschen Volkes sein würde.“

Eyn Sermon geprediget vom
Pawren zu Werdt/sey Nürnberg/am
Sontag vor Fastnacht/vß
dem freyen willen
des Menn-
schē.

Titelblatt
 einer Buchschrift aus der Zeit
 der Bauernkriege.

16. Jahrhundert.



Der Erhaltung und Gesundung des Bauernstandes soll das Reichserbhofgesetz vom 29. September 1933 (RGBl. S. 685 ff.) dienen. Es ist in Kraft getreten am 1. Oktober 1933, dem Tag des deutschen Erntedankfestes. Im Mittelpunkt des Gesetzes steht der Erbhof. Er soll als ungeteiltes und unveräußerliches Erbe dem angestammten Bauerngeschlecht erhalten bleiben. Jeder land- oder forstwirtschaftlich genutzte, im Alleineigentum einer bauernfähigen Person stehende Besitz ist Erbhof, wenn er wenigstens als Ackeranbau den Unterhalt einer Familie und den Weiterbetrieb der Wirtschaft sichert, andererseits aber nicht größer als 125 Hektar ist. Bauer kann nur sein, wer die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt, wer deutschen Blutes, nicht entmündigt, ehrbar und fähig ist, den Hof ordnungsmäßig zu bewirtschaften. Beim Tode des Bauern geht der Erbhof ungeteilt auf den Auerben über. Wer zum Auerben berufen ist, ergibt sich aus der Auerbenordnung des Gesetzes im einzelnen. Dabei besteht eine Bevorzugung des männlichen Geschlechts. Die weiblichen Angehörigen des Bauern erben erst nach den männlichen. Innerhalb der einzelnen Ordnungen erbt jeweils der Jüngste. Es besteht sogenanntes „Jüngstenrecht“. Wo ein abweichender Brauch besteht, wird dem Rechnung getragen. Wichtig ist, daß der Bauer die Auerbenfolge nicht durch Testament oder Erbvertrag ausschließen oder beschränken kann. Vielmehr tritt diese von Rechts wegen ein. Das bedeutet ganz gewiß eine starke Beschränkung in der Freiheit des Eigentums. Dem liberalistischen Rechtsdenken ist sie fremd gewesen. Das nationalsozialistische Rechtsdenken sieht demgegenüber nicht auf die Freiheit des einzelnen, sondern ihm steht immer das Wohlergehen des gesamten deutschen Volkes im Vordergrund. Soll das Bauerntum wieder gesunden, so muß der unheilvollen Zersplitterung des ländlichen Besitzes Einhalt geboten werden. Aus dem gleichen Grunde ist der Erbhof grundsätzlich unveräußerlich und unbelastbar. Er soll ungeschmälertes Erbe des angestammten Bauerngeschlechts bleiben. Aus wichtigen Gründe kann allerdings das Auerbengericht eine Veräußerung oder Belastung mit oder ohne besondere Auflagen genehmigen. Jedoch sind alle ohne Genehmigung vorgenommenen Veräußerungen und Belastungen nichtig. So soll verhindert werden, daß der bäuerliche Grund und Boden in die Hände der kapitalistischen Spekulation fällt. Auch sind Zwangsvollstreckungen in den Erbhof wegen einer Geldforderung unzulässig.

Das Erbhofrecht ist seinem Grundgedanken nach uraltes deutsches Recht, das sich strichweise auch nach

der Aufnahme des römischen Rechts bis auf unsere Tage erhalten hatte. „Und wenn heute hoch durch die Lüfte die Maschinen, die Siegzeichen eines Zeitalters der Technik, brausen, und der Flieger schaut hernieder auf die deutschen Gaue, da vermag er mit einem Blick zu überschauen, wo deutsche Bauern, deutsche Art und deutsches Recht durch die Jahrhunderte zum Trotz dem fremden Juristenrecht erfolgreich wehrten: da dehnen sich die Pläne weit und groß, da bilden weite und stolze Höfe das deutsche Hausendorf, oder da dehnen sich weit im Siebkamp strohgedeckte Höfe und Scheunen. Und ebenso mag der Flieger erkennen, wo im Kampfe der Bauer erlag: zerrissen und zerschnitten ist da die Flur in tausend lange, schmale Teilchen, zerfallende Häuschen zeugen von Armut und Not.“ (Roland Freisler.)

Ein wichtiger Punkt der deutschen Rechtserneuerung ist das Verhältnis von Rechtspflege und Rasse. Grundsätzlich ist zu sagen: Menschen nichtarischer Abstammung darf die Pflege des deutschen Rechts nicht anvertraut werden. Denn ihr Geist ist dem deutschen Geist fremd. Ihr Gewissen ist nicht das deutsche Gewissen. Hier ist Nicolai beizupflichten: „Soll in deutschen Landen wieder deutsches Recht Geltung finden, so müssen vor allem die Rechtspflegeorgane einschließlich der Rechtsanwaltschaft in deutsche Hände gelegt werden. Nirgends muß mehr auf rassische Herkunft und Güte Wert gelegt werden als hier, wo Rechtsgefühl, unverbrüchliche Ehrenhaftigkeit und lauterste Gesinnung das deutsche Recht zum Ausdruck bringen sollen und das sittliche Empfinden des Volkes zu schulen ist.“

Nichtarier sind durch die Gesetzgebung des neuen Reiches von der Rechtspflege ausgeschlossen. Sie dürfen nicht Richter, Schöffen, Geschworene, Staatsanwälte, Rechtsanwälte, überhaupt nicht Beamte sein, weil Beamte immer irgendwie mit der Pflege des Rechts betraut sind. Als nichtarisch wird angesehen, wer von nichtarischen, insbesondere jüdischen Eltern oder Großeltern abstammt. Es genügt, wenn ein Elternteil oder Großelternanteil nichtarisch ist. Nichtarier, die bereits Beamte sind, sind aus ihren Ämtern entfernt worden. Ausgenommen sind Personen, die bereits seit dem 1. August 1914 Beamte sind oder im Weltkrieg an der Front gekämpft haben oder den Vater oder einen Sohn im Weltkrieg verloren haben. In diesen Fällen soll die mit der Entlassung verbundene Härte vermieden werden. Bei uns in Deutschland richten sich derartige Bestimmungen vor allem gegen die Juden. Sie sind ein Volk, das nicht dem Rassen gemischten Europas angehört, sondern aus östlichen Rassen gemischt ist. Der jüdische Volksgeist ist von dem deutschen

Volksg Geist sehr wesensverschieden. Er ist einseitig verstandesbetont und daher vorwiegend berechnend und händlerisch eingestellt. Im Gesellschaftsleben neigt er zur Überbewertung des einzelnen, im Wirtschaftsleben zum sogenannten „Denken in Geld“. Die Wesensverschiedenheit des jüdischen Geistes zeigt sich auch in der Einstellung zum Recht. Der jüdische Geist ist für die Gemüts tiefe des deutschen Rechts unempfänglich. Er betrachtet das Recht als ein reines Verstandesgebilde, das hauptsächlich der persönlichen und wirtschaftlichen Entfaltung des Einzelmenschen zu dienen hat. Das Recht verkörpert sich ihm fast ausschließlich im Gesetz. Es wird rein verstandesmäßig angewendet. Die neuzeitliche, auf die Vorherrschaft des Verstandes gerichtete Entwicklung des deutschen Geistes kam dem Judentum sehr entgegen, wurde aber auch umgekehrt durch jüdischen Einfluß gefördert. Demgegenüber ist die Voraussetzung einer dem wirklichen und unverfälschten deutschen Geist entsprechenden Rechtserneuerung, daß der jüdische Geist in der Rechtspflege mit der Zeit völlig ausgeschaltet wird.

Ein volksgeistig durchdrungenes Recht muß eine volkstümliche Sprache haben. Denn die Sprache ist das wichtigste Ausdrucksmittel des Volksg Geistes. Sie vermittelt erst den Volksg Geist unter den Volksgenossen. Bei einer volkstümlichen Rechtsprache können alle Volksgenossen, wie es nötig ist, ihr Recht und seinen Geist verstehen. Während der jüngsten Rechtsentwicklung ist unsere Rechtsprache allzu unvolkstümlich und undeutsch geworden. Demgegenüber muß die Erneuerung unseres Rechts von einer Verdeutschung der Rechtsprache begleitet sein. Eine deutsche Gesetzesprache ist vor allem notwendig. Schon Gierke sagte: „Ein modernes Gesetzbuch kann freilich nicht in jedem Punkte für jedermann verständlich reden, geschweige denn die ganze Tiefe seines Gedankengehalts dem ungeübten Leser mühelos offenbaren. Allein in seinen Grundzügen muß es sich dem Verständnis des Nichtjuristen erschließen, es muß zum Herzen des Volkes sprechen, es muß auch im einfachen Manne die Empfindung wecken, daß es gutes Recht, daß es gerechtes Recht, daß es sein Recht kündet. Und selbst wenn es darauf rechnet, nur von Juristen in die Hand genommen zu werden, es dürfte selbst dann nicht volkstümlicher Art entbehren. Denn immer ist es doch zur Anwendung auf das Familienleben und die Wirtschaft aller bestimmt und soll durch die Vermittlung von Richtern und Anwälten einem jeden das tägliche Brot der Gerechtigkeit spenden.“ Das gilt auch heute noch. Ja, unser Streben muß dahin gehen, Gesetzbücher zu schaffen, die vom Volk verständnisvoll aufgegriffen werden, weil sie in klarer deutscher Sprache sein Recht künden.

Walther Meck nennt drei Hauptmittel einer volkstümlichen Gesetzesprache: Zunächst sollen abgezogene Allgemeinbegriffe möglichst sparsam verwendet werden. Der Gesetzgeber soll den Rechtsgedanken durch Hervorheben einzelner besonders häufiger und kennzeichnender Fälle beleben. Weiter setzt sich Meck für die sprichwortartige Hervorhebung der obersten Grundsätze und Leitgedanken ein. Vorbildlich in dieser Beziehung sind das von Eugen Huber verfaßte Schweizerische Zivilgesetzbuch von 1907 sowie das preussische Gesetz über den Erbhof. Schließlich sind ziffernmäßige Verweisungen, woran gerade unser Bürgerliches Gesetzbuch so reich ist, zu vermeiden. Jeder Satz des Gesetzes soll für sich lesbar und verständlich sein. Im übrigen muß die Rechtselerklärung zu allgemeinverständlich und wissenschaftlichen Zwecken eine deutsche Sprache anstreben. Zwar wird die Wissenschaft auf abgezogene Allgemeinbegriffe nicht verzichten können. Vielleicht müssen sie vorerst auch noch häufiger, als es lieb sein kann, der lateinischen Sprache entnommen werden. Leider sind Begriffe römisch-lateinischer Herkunft und Form schon so sehr ins Volk gedrungen, daß sie gerade bei einer gemeinverständlichen Darstellung zunächst

kaum mit Erfolg verdeutscht werden können. Ich erinnere nur an Worte wie Sozialismus, Kapitalismus, Liberalismus, Imperialismus, Nationalismus und dergleichen mehr. Es ist zu wünschen, daß auch insoweit die Verdeutschung ebenso unentwegt wie besonnen angestrebt wird. Wichtig ist auch, daß die Gerichte ihre Entscheidungen klar und einfach abfassen. Die Rechtsuchenden verstehen nichts von wissenschaftlichen Fachausdrücken und gelehrten Auseinandersetzungen. Sie wollen vielmehr klar und einfach dargelegt haben, warum der Richter ihnen recht gibt oder unrecht. Schließlich wäre es sehr zu begrüßen, wenn das Rechtspruchwort, das den Rechtsgedanken in eine leichtfaßliche Form kleidet, verbreitet wird. Es war schon bei unseren Vorfahren recht beliebt (z. B. „Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert“, „Ein Mann — ein Wort“, „Heirat ins Blut tut selten gut“). Viele der altdeutschen Rechtspruchwörter sind heute noch richtig. Sie sollten zu neuem Leben erweckt und schon in der Schule verbreitet werden. So lernt das Volk sein Recht am leichtesten kennen. Denn „Recht sagt ein Mann dem anderen“.

Die allgemeine Rechtsbelehrung durch Zeitschriften, Zeitungen, Vorträge und Rundfunk scheint besonders geeignet, das Volk wieder dem Recht zuzuführen. Freilich muß sie darauf abstellen, dem Volk die Grundgedanken des deutschen Rechts zu vermitteln. Sie darf keinesfalls, wie dies bislang häufig genug der Fall war, ihre Aufgabe darin erblicken, dem Volk irgendwelche Schliche der Rechtsanwendung beizubringen. Damit wird mehr verdorben als gutgemacht. Im Mittelpunkt allen Rechtsdenkens muß immer wieder der Grundsatz stehen, daß das Recht dem anständigen und ehrlichen Deutschen zur Seite steht. Es gilt, im Volke den Gerechtigkeitsinn zu wecken. Viele Volksgenossen glauben sich ungerecht behandelt, wenn der Richter ihrer Sache nicht zum Siege verhilft. Sie sind eben zu einseitig gerichtet und achten zuwenig der für den Gegner sprechenden Umstände. Mancher Rechtsstreit geht verloren, weil die behauptete Abmachung unklar getroffen ist oder nicht bewiesen werden kann. Auf den Beweis ist aber der Richter immer angewiesen. Denn er kann den Streitenden nicht ins Herz sehen und den äußeren Umständen nach selten sagen, wessen Behauptung die richtige ist.

Das Ziel aber geht dahin, des deutschen Geistes Grundspannung zwischen Verstand und Seele auch in der Welt des Rechts zu überwinden. Die Rechtserneuerung hat von der Grundspannung des deutschen Geistes auszugehen und danach zu streben, das Recht als Ganzheit zu verwirklichen.

Das neue Recht muß die lebendige Verwirklichung von Inhalt und Form, von Wesen und Ausdruck sein. Abzulehnen sind sowohl ein reines Gefühlsrecht, das sich — wie z. B. das Freirecht — jeder greifbaren Form entzieht und damit in der Allgemeinheit nicht aufgenommen und „begriffen“ werden kann, als auch ein reines Verstandesrecht, wie es z. B. das Naturrecht des 17. und 18. Jahrhunderts sowie das positivistische Recht des 19. und 20. Jahrhunderts gewesen sind. Denn ein reines Verstandesrecht wird der Volksseele nicht gerecht. Es wird allzu leicht vorwiegend in der äußeren Form und deren geschickter äußerlicher Handhabung gefunden. Dahinter kann sich dann selbst das krasseste Unrecht verbergen. Treffend sagte Reichsjustizminister Dr. Gürtner auf dem Leipziger Juristentag 1933: „Lebendig wird das Recht nicht dadurch, daß es in Formeln gebracht wird; lebendig wird es nur in den Händen der Menschen, die es handhaben. Nur wenn alle diejenigen, die im Dienste am Recht stehen, vom gleichen Geist erfüllt sind, wird das neue Recht Leben und Kraft haben und ein Segen für das deutsche Volk sein.“

Das ganzheitliche Recht befindet sich in lebendiger Entwicklung und Gestaltung. Es schließt in sich die

Verkündigung des Urteils.

Holzschnitt aus:
Bamberger Gerichts-
ordnung. Mainz 1508.



Rechtsvergangenheit wie die Rechtszukunft. Ein Wegweiser kann uns immer wieder das unverdorbene, noch nicht verstandesstarre Rechtsdenken unserer Vorfahren sein. Man darf freilich nicht in den Irrtum verfallen, die Rechtseinstellungen der Vergangenheit ohne weiteres auf die neuzeitlichen Verhältnisse übertragen zu wollen. Vielmehr kann das altdeutsche Recht nur sinngemäß wiedererweckt werden. Würden wir Fehde und Blutrache bei uns einführen, so würde das unserem Volke nicht nützen, sondern schaden. Das römische Recht war, wie Reichsjustizkommissar Frank anerkannt hat, für das römische Volk eine hohe Errungenschaft. Aber es ist in der abendländischen Geschichte einseitig verstandesmäßig erfasst worden. Als solches ist es zu überwinden. Im übrigen hat es für den, der die Geschichte des Rechts tief erfassen will, ganz fraglos seinen Wert. Wir können an ihm vor allem lernen, woran das eigentlich Deutsche unseres Rechts liegt.

Das ganzheitliche Recht versöhnt die Belange des einzelnen und der Allgemeinheit. Es überwindet daher den Individualismus und den Liberalismus. Es ruht in jeder Weise auf der Persönlichkeit, die selbst eine Ganzheit von Seele und Verstand ist und nur als gemeinschaftsbetontes Wesen verstanden wird.

Das ganzheitliche Recht muß die Menschen ungleich bewerten entsprechend der Tiefe und Auswirkung ihrer Persönlichkeit. Wer sich nicht in die Volksgemeinschaft einzugliedern versteht, wer das dem Volksganzen dienende Recht bricht, muß als Verbrecher die ganze Schärfe des Rechts fühlen. Umgekehrt muß der bedeutenderen Persönlichkeit vom Recht eine Führerstellung zugebilligt werden. Recht ohne Pflichten gibt es nach ganzheitlicher Rechtsanschauung nicht.

Das ganzheitliche Recht hängt mit den anderen gei-

stigen Lebensbereichen zusammen. Wie die das Ganze der Welt erfassende Weltanschauung nichts außer sich lassen kann, so auch die in dieser Weltanschauung wurzelnde Rechtsanschauung. Daher bilden z. B. Recht und Sittlichkeit keinen ausschließlichen Gegensatz, sondern sie durchdringen sich wechselseitig, so daß Adolf Hitler auf dem Leipziger Juristentag 1933 sagen konnte: „Von nun an gibt es keinen Unterschied mehr zwischen Recht und Moral.“ In der Tat kann es dem deutschen Rechtsdenken nicht frommen, daß es das sittlich Verwerfliche als Recht anerkennt.

Auch Recht und Wirtschaft sind nicht gegensätzlich bestimmt. Beide dürfen nicht dem Eigennutz dienen, sondern dem Gemeinnutz. Was in diesem Sinne wirtschaftlich richtig ist, ist es auch nach dem Rechte. Es geht nicht an, daß eine falsch verstandene, die persönliche Freiheit mißbrauchende und nur dem schrankenlosen Eigennutz nachjagende Wirtschaft bestimmt, was Recht sein soll und was nicht. Walther Schönfeld hat ganz recht: „Nur wer seinen Lebensunterhalt findet, mit dem er wirtschaften kann und muß, ist ein arbeitsfähiges Glied der Kulturgemeinschaft. Ohne Wirtschaft keine Kultur. Aber die Kultur ist nicht die Wirtschaft, wie unser „wirtschaftliches Zeitalter“ in seinem Hang zum Materialismus nur zu oft meint. Was das Leben unterhält, dient dem Leben und damit der Kultur, die das Leben im Geiste ist. Es dient der Kultur, nicht mehr und nicht weniger. Daher ist der Gegensatz von „Recht und Wirtschaft“, wenn er — wie vielfach heute — Ausschließlichkeit beansprucht, nur in einem materialistischen Zeitalter möglich.“

Alles Recht findet nach deutscher Auffassung seinen letzten Grund in Gott. Wenn uns die Ganzheit des Rechts als Werk gelingen soll, können wir der göttlichen Gnade nicht entraten. Sehr richtig sagte schon der Verfasser des Sachsen-
spiegels (um 1230): „Got is selve Recht.“



Der Pranger
zu Obermarsberg.



Schandmaske
aus Hückarde.



Die Wiedertäuferkäfige
in Münster.

Zeugen alter Justiz in Westfalen.

Von Erich Grisar.

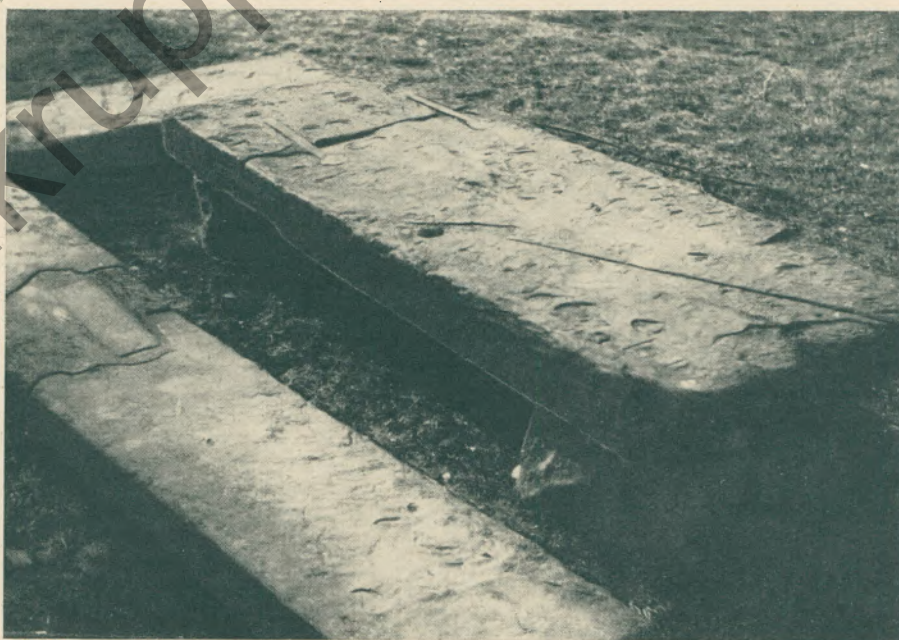
Mit 8 Aufnahmen des Verfassers.

Westfalen ist das Land der freien Gerichte. Der Ursprung der freien Gerichte, auch Freistühle genannt, wird auf Karl den Großen zurückgeführt, der von den Freigrafen (den Vorsitzenden der Freigerichte) allgemein als der Stifter der Freigerichte angesehen wurde.

Eingerichtet für die vom König unabhängigen freien Leute der Bezirke, in denen die Freigerichte bestanden, dehnten die westfälischen Freigerichte, die auch heimliche Gerichte genannt wurden, in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ihre richterliche Zuständigkeit auf ganz Deutschland aus. Namentlich unter König Sigismund, der von 1410 bis 1437 regierte, erlangten die Freigerichte eine fast unbeschränkte Wirksamkeit über alle Länder und Stände des Reiches, so daß die Freigerichte sich des Kaisers heimliche Kammer zu nennen berechtigt glaubten. Nach der Schaffung des Reichskammergerichtes zu Weßlar, die 1495 erfolgte, wurden die Freigerichte verboten, doch haben sie bis zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts eine beschränkte örtliche Tätigkeit ausgeübt.

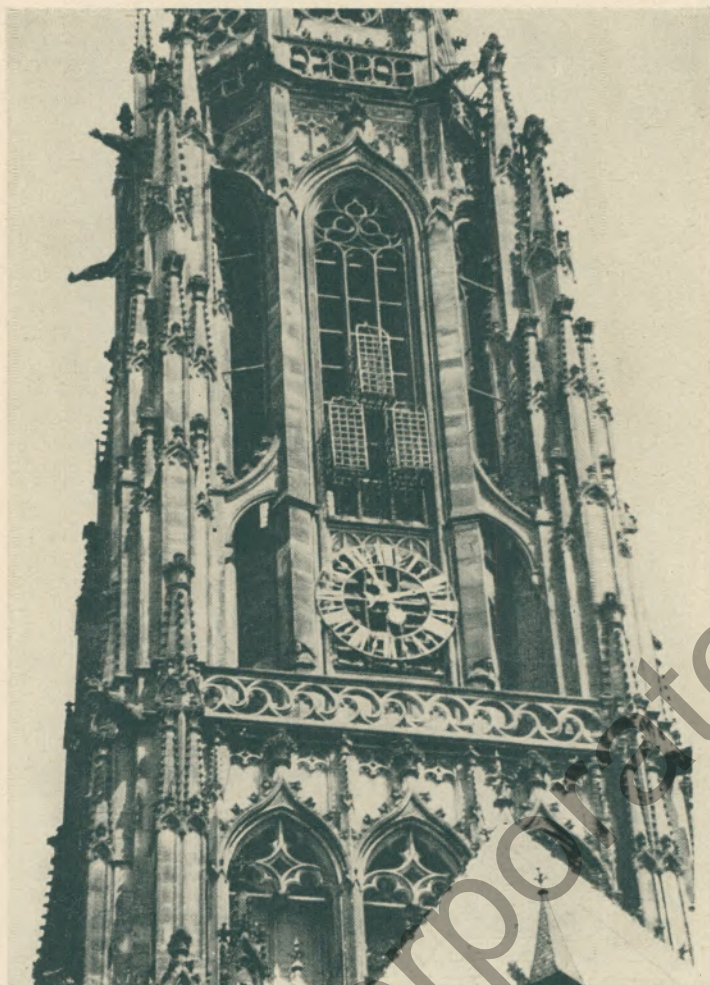
Über die Form der Verhandlungen vor solchen Freigerichten oder Freistühlen ist oft berichtet worden. Sie waren jedoch nicht ganz so geheimnisvoll, wie vielfach angenommen wird. Immerhin war der von diesen Gerichten gesprochene Spruch unabdingbar. Wer von einem Freigericht für schuldig befunden wurde, dessen Frau und Kinder wurden für Witwen und Waisen erklärt. Niemand durfte mit einem von der Feme Verurteilten, also einem Verfeimten, sprechen; jeder durfte ihn töten, wenn er in Abwesenheit verurteilt worden war.

Einer der bekanntesten Freistühle Westfalens war der Freistuhl zu Dortmund, dessen Bank und Tisch heute noch erhalten sind. Der Platz, an dem das Dortmunder Gericht ursprünglich abgehalten wurde, ist unbekannt. Die bekannte Linde, die vor wenigen Jahrzehnten noch ein markantes Wahrzeichen Dortmunds war, ist bei der durch die Erbauung des neuen Hauptbahnhofes notwendig gewordenen Verlegung zerfallen. Aus dem Wurzelwerk der alten Linde hat man einen Schößling großgezogen, der heute mit einer anderen jungen



Bank und Tisch des Freistuhls zu Dortmund.

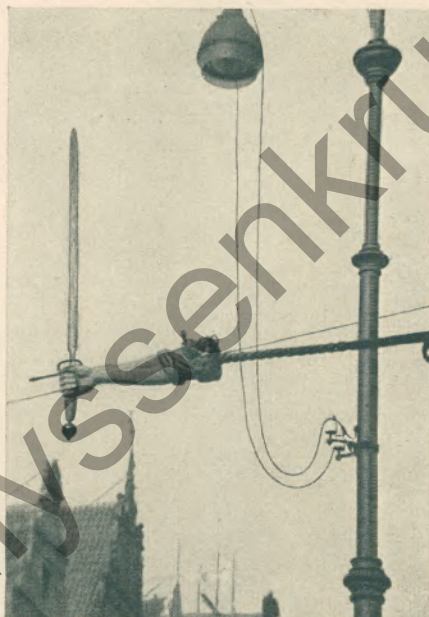
Der
Lamberti-Kirchturm
in Münster
mit den Käfigen, in denen die
Leichen der Wiedertäufer aus-
gehängt waren.



Linde den nicht weit von seinem alten Platze wieder auf-
gestellten Freistuhl beschattet. Auf dem Steintisch des Freistuhls
sind heute noch Reste des alten Reichsadlers zu erkennen.

Durch sein hohes Alter und vor allem die hohe Bedeutung,
die das Freigericht einmal nicht nur für Westfalen, sondern
für ganz Deutschland besaß, ist der Freistuhl eines der wert-
vollsten und interessantesten Nationalheiligtümer Westfalens.

Ein anderer Zeuge alten Rechtsbrauches, der noch dazu den
Vorzug hat, daß er bis in unsere Tage hinein in unveränderter
Form lebendig blieb, ist das Marktschwert zu Münster.
Dieses Schwert wurde im Jahre 1578 angefertigt und wird
seit dieser Zeit zu jedem Send, wie man in Münster den Jahr-
markt nennt, herausgehängt als ein Zeichen der Marktfreiheit,
das ist das Recht des ungestörten freien Ein- und Verkaufs in



Das Marktschwert
zu Münster.

der Stadt Münster. Die Zusicherung
der Marktfreiheit war in alten Zeiten
ein wichtiges Privileg der Städte, vor
allem hatte sie für die mit ihren Waren
reisenden Händler hohe Bedeutung, da
die Zufuhrwege meist unsicher und ohne
den Schutz der Städte nicht passierbar
waren. Heute hat das Marktschwert
seinen alten Sinn verloren. Die Rechte
des Händlers sind in Gesetzbüchern fest-
gelegt, für ihre Sicherheit bürgt der
Staat; aber es ist ein schönes Zeichen
der Pietät, wenn die Stadt Münster
heute noch an dem alten Brauch festhält
und so die Tradition eines alten Rechts-
brauches bewahrt.

Marktschwert und Freistuhl sind je-
doch nicht die einzigen Zeugen alter
Rechtspflege, die bis in unsere Tage le-
bendig geblieben sind. Die Justiz, in ver-
gangenen Jahrhunderten noch nicht in
endlosen Paragraphen verkläusulierte,
bediente sich damals meist recht dra-
stischer und nicht selten barbarischer



Die Strafe des Wippens.
Aus dem Requambuch der Stadt Coest.

Mittel. Man legte weniger Wert darauf, Rechtsbrecher zu bessern oder zu erziehen, sondern wollte sie vor allem abschrecken. Besonders streng war die Strafe für Vergehen, die sich gegen den Bestand der damaligen Gesellschaft richteten. Ein solches Verbrechen war die Aufrichtung der Wiedertäuferherrschaft zu Münster, deren Anführer mit glühenden Zangen zu Tode gefoltert wurden. Als sie tot waren, hat man als ein mahnendes Beispiel für alle, die jemals ähnliches wagen sollten, die Leichen der Hingerichteten in drei großen Eisenkäfigen, die für diesen Zweck besonders angefertigt wurden, am Lambertiturm zu Münster aufgehängt. Heute noch sind diese Käfige am Lambertiturm, der inzwischen seine Gestalt veränderte, zu sehen. Sie sind ein Wahrzeichen Münsters geworden, das die Geschichte der Wiedertäufer lebendig erhält.

Zu den interessanten Zeugen alter Justiz in Westfalen gehört ohne Zweifel auch das Soester Nequambuch. In diesem Buch, dessen Original im Soester Stadtarchiv ruht, findet man Eintragungen über erfolgte Urteile vor Soester Gerichten aus der Zeit von 1315 bis 1421. Und zwar sind die Eintragungen meist so erfolgt, daß neben dem Namen des Verurteilten die diesem zugesprochene Strafe steht. Insgesamt sind in das Nequambuch 268 Urteilsprüche eingetragen, darunter einige Urteile gegen hohe und ritterbürtige Herren aus der Umgebung der Stadt Soest. Die Vorgänge, die zur Eintragung in das Nequambuch führten, sind meist durch Streitigkeiten, Schuldfälle und andere Vergehen innerhalb der Soester Stadtmauern veranlaßt. Seine besondere Bedeutung und seinen kulturgeschichtlichen Wert erhält dieses Buch jedoch vor allem durch die ihm beigegebenen Miniaturen, die sowohl vom künstlerischen als auch kulturellen Standpunkt aus interessant sind. Wird doch die Art, wie man die damals häufigen Strafen vollstreckte, auf einigen Bildern dokumentgetreu dargestellt. So zeigt uns ein Bild den Vorgang des Räderns, ein anderes Bild stellt eine Enthauptung dar, während ein drittes Bild uns die Strafe des Wippens, die in dem heute so still daliegenden Stadtteich Soests vollstreckt wurde, vorführt.

Aber nicht nur Verbrechen galt es zu bestrafen, auch leichte Vergehen wurden auf eine Art gefühnt, die uns Heutigen zwar nicht immer human, aber manchmal doch ganz zweckmäßig erscheinen will. So ist im Dortmunder Kunst- und Gewerbe-museum noch eine sogenannte Schandmaske zu sehen, die verurteilten Verleumdern über den Kopf gestülpt wurde. So gezeichnet wurden sie dann an den Pranger gestellt. Auch eine sogenannte Schandgeige ist im gleichen Museum zu sehen. Und zwar handelt es sich bei dieser Geige um ein merkwürdiges, auch den Chinesen bekanntes Instrument, durch das Hals und



Der Roland von Obermarsberg.

beide Hände in der Haltung, die die Hände beim Geigespielen einnehmen, festgehalten wurden. Es versteht sich, daß eine solche Fesselung, zumal wenn sie, wie üblich, Stunden hindurch ertragen werden mußte, für den Betroffenen nicht nur schimpflich, sondern auch äußerst schmerzhaft war.

Solche Pranger und die damit zusammenhängenden Strafmittel gab es natürlich in fast allen Städten Deutschlands und nicht nur in Westfalen; aber es mag interessieren, daß in Westfalen noch einer der wenigen Pranger zu sehen ist, die bis in die heutige Zeit erhalten sind. Er befindet sich in dem schönen Städtchen Obermarsberg und wird im Volksmunde der Rok genannt. Das letzte Urteil ist im Jahre 1785 an diesem Pranger vollstreckt worden. Und zwar hatte der Unglückliche, der sich dieser Strafe unterziehen mußte, eine Seite Speck gestohlen.

In dem gleichen Ort, der den letzten Pranger Westfalens bewahrt, ist auch noch eine alte Rolandsäule zu sehen, wahrscheinlich die einzige auf westfälischer Erde. Die Rolandsäulen, deren berühmteste ja in Bremen steht, sind, wie die Marktkreuze und Marktschwerter, Zeichen alter Stadtfreiheit. Ihr Name soll von Roland, dem Paladin Karls des Großen, abgeleitet sein; doch wird von anderer Seite behauptet, daß Roland von Rodeland abgeleitet ist. Rodeland heißt rotes Land und wird in dem Sinne gebraucht, wie man Westfalen das Land der roten, das heißt der freien Erde nennt. Roland würde also freies Land bedeuten, was dem Sinne der alten Rolandsäulen ja sehr nahe käme.

Die Pranger sind lange abgeschafft, gerädert wird auch niemand mehr, aber in unserer Sprache leben all diese alten Rechtsbräuche noch fort. Immer noch reden wir davon, daß wir jemanden anprangern; wir fühlen uns gerädert oder gar auf die Folter gespannt, selbst Verfeimte gibt es in unserer Umwelt noch. Und wenn wir durch die Straßen unserer Städte gehen, so finden wir hier und da auch noch Straßennamen, die an vergangene Rechtsbräuche erinnern. So gibt es in Dortmund noch eine Alte Radstraße, die ihren Namen daher hat, weil hier früher die Verurteilten zum Richtplatz geführt wurden, wo man sie räderte. Eine Straße in der Nähe dieses Richtplatzes heißt Uebelgönne, und in der Stadtmitte Dortmunds liegt ein Platz, der Friedhof heißt, der aber seinen Namen nicht von den Toten hat, die hier früher mal begraben wurden. Vielmehr leitet man den Namen von Freistatt ab, da der Platz früher einmal mit besonderen Rechten ausgestattet gewesen ist, zu denen auch das Recht gehörte, daß ein Übeltäter, solange er sich an diesem Platze aufhielt, nicht verhaftet werden durfte.

Es gibt drei Stufen: Die erste: der Heimat den Rücken kehren, den Himmel stürmen wollen, die Welt aus den Angeln heben; die zweite: sich, der Welt gram, der Heimat wieder zuwenden, in ihr alles sehen, sie zum Mittelpunkt alles Lebens machen, die Welt da draußen verachten; die dritte und höchste: mit der Heimat im Herzen die Welt umfassen, mit der Welt vor Augen die Heimat liebend und bauend durchdringen.

Gorch Fock.



Lichtbild: Gehmke-Winterer.

Bergjungleute der Zeche „Minister Stein“ (Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft).

Betriebliche Sozialpolitik bei den Vereinigten Stahlwerken.

Von Karl Basse.

Der Versuch, einen möglichst geschlossenen Überblick über die vielgestaltige und weitverzweigte betriebliche Sozialpolitik bei den Vereinigten Stahlwerken im Rahmen einer kurzen Betrachtung zu vermitteln, scheint auf den ersten Blick unmöglich. Stürmt doch auf den Beschauer eine so sinnverwirrende Fülle von betrieblichen und überbetrieblichen sozialen Einrichtungen, von Maßnahmen zur Betreuung des gesunden und kranken Gliedes der Betriebsgemeinschaft, von alten be-

währten Mitteln zur Besserung der Wohnungsverhältnisse und neuen hoffnungsvollen Wegen zur körperlichen Erziehung und seelischen Festigung des Nachwuchses ein, daß die Zusammenfassung dieser mehr oder weniger lose miteinander zusammenhängenden Einzeläußerungen der sozialen Fürsorge zu einem organischen Ganzen auf unüberwindliche Schwierigkeiten zu stoßen scheint. Trotzdem soll in den nachstehenden Ausführungen der Versuch gemacht werden, einen Auschnitt



Mütterberatung
im Wohlfahrts-
hause der Zeche
„Minister
Stein“.

Lichtbild: Helmle-Winterer.

aus den betriebssozialpolitischen Maßnahmen bei den Vereinigten Stahlwerken zu geben, wobei allerdings irgendein Anspruch auf Vollständigkeit nicht erhoben werden kann.

Eine der wichtigsten Aufgaben der betrieblichen Sozialpolitik besteht in der Werkspflege, die der Behebung der unmittelbaren Not und den Vorbeugungsmaßnahmen gegen gesundheitliche Schäden, insbesondere der Familien- und Wohnungsfürsorge, der Mütterberatung, der Kleinkinderfürsorge, der Ausbildung der weiblichen Jugend, der Wöchnerinnenfürsorge, der Haushaltspflege, der Gesundheitsfürsorge usw. dient. Bei den größeren Werken und Zechen befassen sich mit der Lösung dieser Aufgaben eigene Werkspfegerinnen und Werksfürsorgerinnen. Die Hilfsstätigkeit in der Familienfürsorge erstreckt sich auf regelmäßige Sprechstunden, auf Hausbesuche und bei besonderer Notlage auf Gewährung von Unterstufungen. Daneben wird in den Mütterberatungsstunden eine ärztliche Überwachung der Säuglinge und Kleinkinder, für die auch noch Milch, Stärkungsmittel usw. von Fall zu Fall ausgegeben werden, durchgeführt. Die Bergbaugruppe Dortmund besitzt z. B. ein besonderes Wohlfahrts- haus, in dem die Fürsorgestelle, Bücherei mit großem Lese- raum, Kindergärten, Hort- und Bastelräume, Badeanstalt, Vorführungs- und Kinofäle und das Ledigenheim untergebracht sind. Es sei noch hingewiesen auf die von der gleichen Bergbau- gruppe veranstalteten hauswirtschaftlichen Lehrgänge, in denen Schülerinnen, im allgemeinen Töchter von Werksangehörigen, in allen Fächern der Hauswirtschaft unterrichtet werden. Außerdem sind bei den verschiedenen Fürsorgestellen der Werke und Zechen Näh- und Handarbeitschulen eingerichtet, in denen Frauen und Töchter von Werksangehörigen sich betätigen können. Daneben finden Kurse über Kranken-, Säug- lings-, Kleinkinder- und Gesundheitspflege statt.

Auch die Ausbildung des Facharbeiternachwuchses ist im Rahmen der betrieblichen Sozialpolitik von Bedeutung. Diese Ausbildung erfolgt bei den größeren Hüttenwerken in beson- deren Lehrwerkstätten und Werkschulen, wie sie u. a. bei dem Schalker Verein, Gelsenkirchen, der Dortmunder Union, Dort- mund, der August-Thyssen-Hütte, Hamborn, der Friedrich- Wilhelms-Hütte, Mülheim, und dem Werk Wanheim, Duis- burg-Wanheim, unterhalten werden. Bei den Zechen besteht zur Ausbildung des Bergarbeiternachwuchses ein besonders ent- wickelter und geschlossener Ausbildungsverfahren mit plan-

mäßigen Ausbildungseinrichtungen. Gerade im Ausbildungs- wesen treten die Vorteile des Großbetriebes besonders in Er- scheinung, da eigene Ausbildungseinrichtungen im allgemeinen nur in Großbetrieben errichtet werden können.

Besondere Aufmerksamkeit widmen die Werke und Zechen der Unfallbekämpfung. Neben den rein technischen Vor- fahrungen zur Unfallverhütung wird auch durch sonstige Maß- nahmen — sei es durch besondere Prüfungen der einzelnen Arbeitnehmer auf ihre Geeignetheit, sei es durch erhöhte Unfallverhütungspropaganda oder durch Gewährung von Belohnungen bei geringeren Unfallziffern — auf eine Herab- minderung der Unfälle hingearbeitet. So haben sich beispiels- weise die Unfälle bei den Hüttenwerken — auf 100 000 ver- fahrene Stunden bezogen — im Geschäftsjahr 1932/33 gegenüber 1927/28 um die Hälfte vermindert.

Der Unterbringung der Schwerverletzten und Unfallbeschä- digten gilt die besondere Sorge. Es werden Schwerverbeschädigte weit über die gesetzlich vorgeschriebene Pflichtzahl hinaus be- schäftigt, wobei als vornehmster Grundsatz gilt, den Schwer- beschädigten solche Arbeitsplätze zu vermitteln, auf denen sie sich als vollwertige Arbeitskräfte fühlen.

In den meisten Betrieben ist den Werksangehörigen auch die Möglichkeit zur Einnahme von Erfrischungen in be- sonderen Kantinen, Trinkhallen, Küchen usw. geboten. Teil- weise erfolgt kostenlose Ausgabe von Kaffee, Tee oder Mine- ralkwasser.

In der Freizeitgestaltung nimmt einen besonderen Platz der Werksport ein, der weitgehende Förderung erfährt. Der Werksport dient der Entspannung und der körperlichen Er- tüchtigung der Werksangehörigen. Für seine Zwecke sind eigene Sportplatzanlagen, Turnhallen, Schwimmhallen, Len- nisplätze, Boetshäuser usw. vorhanden. Die Werksportvereine sind außer ihrer Mitgliedschaft bei den Sportfachsäulen in einer aus 30 Werksportvereinen mit rund 10 000 Mit- gliedern bestehenden Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen, deren Zweck die Pflege und weitere Verbreitung des Werks- sportgedankens unter den Werksangehörigen und die Be- ratung der der Gemeinschaft angeschlossenen Vereine ist. Es finden regelmäßig örtliche Sportfeste statt. Einmal im Jahre wird ein besonderes Werksportfest veranstaltet, bei dem die Meisterschaften in den einzelnen Sportarten ausgetragen werden. Von verschiedenen Vereinen werden außerdem noch

Der
Eierpfannkuchen.
Im Kindergarten des Wohl-
fahrtshauses der Zeche
„Minister Stein“.

Lichtbild: Hehmke-Winterer.



zur besonderen Pflege des Gemeinschaftsgefühles eigene Sportzeiten herausgegeben.

Zur geistigen Weiterbildung der Werksangehörigen stehen bei vielen Werken und Zechen Werkbüchereien und die an die Werksangehörigen kostenlos abgegebenen Werkszeitungen zur Verfügung, die heute im Konzern in einer Auflage von insgesamt 75 000 Stück 14tägig erscheinen.

Die Klein- und Schrebergartenbewegung wird dadurch besonders unterstützt, daß die Vereinigten Stahlwerke rund 1200 Hektar Land für 26 063 Gärten zum größten Teil an Werksangehörige oder ehemalige Werksangehörige überlassen.

An Werkswohnungen, die in der Hauptsache in geschlossenen Siedlungen liegen, besitzen die Wohnungsgesellschaften der Vereinigten Stahlwerke etwa 60 000. Hiervon entfällt der größere Teil auf den Bergbau. Außerdem haben die Vereinigten Stahlwerke durch Beteiligung an einer großen Zahl von Bau-gesellschaften die Unterbringung von Werksangehörigen in gesunden Wohnungen erleichtert.

Auch für die alten Werksangehörigen wird gesorgt. Es werden ihnen bei Bedürftigkeit neben den Renten aus der Sozialversicherung jeweils einmalige oder laufende Unterstützungen gewährt.

Über diesen allgemeinen Rahmen hinaus haben die Vereinigten Stahlwerke in der Wirtschaftskrise noch besondere Notstandsmaßnahmen ergriffen. Sie haben vor allem durch Arbeitsstreckung und Kurzarbeit eine große Zahl von Arbeitnehmern weiter beschäftigt, um ihren, wenn auch bei vermindertem Verdienst, wenigstens die Arbeitsstätte zu erhalten. In welchem Umfange Kurzarbeit eingeführt worden ist, ergibt sich aus der Tatsache, daß z. B. im Geschäftsjahr 1932/33 durch Einlegung von Feierstunden bzw. -schichten die Arbeitszeit bei den Betriebsgesellschaften der Vereinigten Stahlwerke nur mit 84% ausgenutzt wurde. Das bedeutet, daß bei einer Belegschaft von über 100 000 Arbeitnehmern mehr

als 16 000 Arbeitnehmer in zusätzlicher Beschäftigung gehalten werden.

Ebenso sind in großem Umfange materielle Unterstützungen erfolgt. Um über die Not der Wintermonate hinwegzuhelfen, sind Massenspeisungen in eigener Regie durchgeführt worden, oder es sind an örtliche Stellen Zuschüsse gewährt, Räumlichkeiten usw. zur Verfügung gestellt und Naturalien, z. B. Lebensmittel, Kohlen usw., verbilligt oder kostenlos überlassen worden. Einzelne Werke haben noch in Anpassung an die örtlichen Verhältnisse Vorlehrekurse eingerichtet, Erwerbslosenbetreuung eingeführt, das Notwerk der Deutschen Jugend unterstützt oder den freiwilligen Arbeitsdienst durch Überlassung von Material oder durch Schaffung von Arbeitsmöglichkeiten gefördert.

Alles in allem bedeuten die freiwilligen sozialen Leistungen einen nicht unerheblichen finanziellen Aufwand für die Vereinigten Stahlwerke. Je Kopf der Belegschaft sind diese Aufwendungen seit dem Geschäftsjahr 1926/27 bis heute um fast das Dreifache gestiegen.

Aus diesem kurzen Überblick dürfte zur Genüge hervorgehen, welch vielgestaltige soziale, über den gesetzlichen Rahmen hinausgehende Aufgaben täglich bei den Vereinigten Stahlwerken geleistet werden, die in stetem Wechsel und in Anlehnung an die jeweiligen betrieblichen und örtlichen Verhältnisse an die einzelnen Werksleiter herantreten. Hier gilt es, schnell und uneingeengt durch ein langwieriges und zeitraubendes Verfahren zu entscheiden. Die beste Hilfe ist eben die sofortige Hilfe, die durch eine derartige Werksverbundenheit am zweckmäßigsten gewährleistet wird. So fördert die Erkenntnis, daß im Rahmen dieser Schicksalsgemeinschaft möglichst alles geschieht, was dem Wohl der Werksangehörigen dient, ein Verbundenheitsgefühl, das in breitem Strome seine Auswirkungen auch in die übrigen Kreise unserer Volksgenossen trägt.



Lichtbild: Kustele, Hallensleben.

Blüten im Schnee.

Von Dr. Emil Lenk.

Wer im Winter mit wachen Augen über ein schneebedecktes Feld wandert, bemerkt hier und da ein zartes Blütenköpfchen einer eigenartigen Pflanze, der Christblume, auch Schneerose genannt. Es ist wirklich keine Zeitvergeudung, den Geheimnissen dieser Blüte im Schnee nachzugehen und sich mit ihrem Leben etwas vertraut zu machen. Wir werden gleich erfahren, welche ungeheuer große Kraft und Arbeit so ein kleines Pflänzchen braucht, um blühen zu können. Im ersten Jahre seines Lebens ist es ihm noch nicht möglich, aber im zweiten. Besser noch im dritten Jahr hat es sich schon genügend gefestigt und troßt den anstürmenden Gefahren. Am wichtigsten ist ein gut ausgebildeter Wurzelstock, er ist ja der Speicher der Pflanze und muß alljährlich Blätter und Blüten nach oben und Wurzeln nach unten treiben, die sich tief im Erdreich festsetzen.

Wenn nun der Herbst naht, entwickelt diese Pflanze eine Knospe, die aber bei beginnender Kälte zu wachsen aufhört. An einem Südhang zuerst, wenn die Sonne vom wolkenlosen Himmel strahlt, schlägt die Knospe zur Weihnachtszeit langsam die Augen auf. Dieses Erwachen fällt der Pflanze unendlich schwer, da zu ihrer Entwicklung vor allem Wasser gehört, das die Wurzeln aus dem Boden saugen müssen. Je kälter es ist, desto größer ist der Kraftaufwand. Man bedenke nur, daß in einer Höhe von 2000 Meter die Schneelage etwa einen halben Meter hoch und die Temperatur recht tief ist. Botaniker fanden nun, daß diese Pflanze im Winter eine Saugkraft von 50 Atmosphären zu ihrer Leistung nötig hat; diese Kraft könnte also Wasser etwa 500 Meter

hoch heben. Woher stammt diese gewaltige Kraft? Wie bei allen Lebewesen: durch Verbrennung ihrer Körperstoffe, bei der Pflanze vor allem durch Verbrennung ihrer gespeicherten Stärke. So wie sich der Luftsaurestoff in unserem Ofen mit der Kohle verbindet, dabei Kohlenäure und Wasser bildet und dadurch Wärme und Kraft entstehen, so verbrennt die Stärke im Wurzelstock, allerdings nicht unter Feuererscheinung, und liefert allmählich die bedeutende Kraft von 50 Atmosphären, damit die Wurzeln aus der Wintererde Wasser saugen und die Knospe zum Blühen bringen können.

So ganz einfach ist diese Arbeit allerdings nicht, denn die Knospe ist etwa 5 Zentimeter groß und sitzt tief in der Schneedecke. Sie will aber zum Licht, zur Sonne und muß daher durch die Schneelast emporklettern. Würde die Knospe einfach drücken, so müßte der Schnee dabei um so fester aneinandergepreßt werden. Die Pflanze ist also genötigt, zu anderen Maßnahmen zu greifen. Bei jeder Verbrennung entwickelt sich Wärme wie in unserem Ofen, und um die Knospe herum beginnt der Schnee durch Verbrennung der pflanzlichen Stärke zu schmelzen. So entsteht eine Höhlung im Schnee, und nach und nach vermag die Knospe der Sonne entgegenzuwachsen.

Oft trifft man in den Alpen auch andere blühende Blumen im Schnee: Soldanellen, kleine, fleischrote Glocken, und auch sie vermögen durch Wärmebildung Eis zum Schmelzen zu bringen. Während die Pflanze selbst nur etwa 3 Millimeter dick ist, bildet sie durch Wärmeentwicklung eine bis zu 8 Zentimeter (!) breite Röhre um sich und klettert darin langsam zum Tageslicht.



Eisblumen.
Lichtbild: E. Risse.

Gesang vom hoffenden Leben.

Beim Schmelzen des Schnees, bei
Lüften des Februar (den lauen
Wollen wir wieder vertrauen
Auf das grünende Jahr.
Sieh, den Amseln, den kleinen,
Schwillt das singende Herz,
Und an den nackten Rainen
Glänzt die Scholle wie Erz.

Schau des Landmanns Beginnen,
Der Schnee um den Obstbaum häuft,
Daß nicht zu früh nach innen
Lösend das Tauwasser trüft;
Daß nicht aus ruhendem Schweigen
Aufbricht, was nicht gedeiht,
Und die Säfte nicht steigen
In der gefährdeten Zeit.

Also ward auch gegeben
Allem das Werdegebot,
Also muß auch das Leben
Warten auf seinen Tod.
Samen, Knospen und Blüten,
Jedes kommt und vergeht,
Uns ist geboten, zu hüten,
Was in der Hoffnung steht.

Nichts ist auf Erden verloren,
Was wir dem Leben getan,
Darum sind wir geboren,
Daß wir auf unserer Bahn
Dienen dem hoffenden Leben
Zu des Gestirnes Ruhm,
Das uns zu Lehen gegeben,
Doch nicht zu Eigentum.

Hans Leifhelm.

Umstellung von Körper und Seele im Frühling.

Von Dr. W. Schweisheimer.

Es ist noch nicht so lange her, da war der Frühling gleichbedeutend mit einer Zeit absichtlicher energischer Einwirkung auf den Körper. Die Gewohnheit der „Frühjahrskuren“ galt damals als Grundlage des jährlichen Gesundheitsplanes. Ärztliche Vorschriften wurden genau beachtet, ob sie nun auf Diät- oder Bädokuren sich erstreckten, Aderlässe, Abführ- oder „Blutreinigungsmittel“ benützten. Daneben hatten zahlreiche Familien ihre eigenen, in weitreichender Tradition überkommenen Frühlingskuren.

Dieser allgemein verbreiteten Sitte lag eine sehr wichtige und richtige Beobachtung zugrunde. Im Frühjahr sind Körper und Seele fühlbar gesonnen, sich umzubauen und umzustellen. Das Entrinnen aus dem grauen Bann kalten Winters in die Wärme, in Sonne und freie Natur bereitet die Möglichkeit solcher Umstellung vor. Beim modernen Kulturmenschen kommen die periodischen Einflüsse, denen das Leben aller Natur unterliegt, oft nicht so klar zum Ausdruck. Manches hat sich verwischt, manches Ursprüngliche scheint unter der Decke aufgepfropfter Gewohnheiten geschwunden. Aber die großen Einflüsse, die vom Kosmos her einwirken, lassen sich nicht wegstülzen. Sie werden deutlich fühlbar und sichtbar, ob man auf sie achten will oder nicht. Auch der Mensch ist nur eine kleine Feder in dem umfassenden Getriebe: sie biegt und entspannt sich, je nachdem das große Zahnrad des Weltengetriebes seine gleichmäßigen Vorwärtstrotterungen auf untergeordnetere Achsen überträgt.

Am bekanntesten ist die seelische Umstellung im Frühling. Die Dichter, die den Naturwissenschaftlern immer um mindestens zwei Nasenlängen in der Erkenntnis voraus sind, haben aus dieser Wahrnehmung nie ein Geheimnis gemacht. Kaum einer hat aber dieses Ahnen um ein verborgenes Wissen in so schöne Worte gebracht wie Hugo von Hofmannsthal in seinem wunderfeinen Gedicht „Vorfrühling“:

„Es läuft der Frühlingswind
Durch kahle Aaleen.
Seltsame Dinge sind
In seinem Wehen.“

Die „seltsamen Dinge“ äußern sich in verschiedenster Seelenbeeinflussung. Charakteristisch ist dabei das Schwankende, heute „himmelhoch jauchzend“, nahezu berauscht vor Glücksgefühl und Lebensfreude, morgen „zu Tode betrübt“, das Opfer einer schweren seelischen Depression. Diese Schwankungen des seelischen Befindens im Frühling werden mit raschen Veränderungen im Luftdruck oder mit Lufterlektrizität in Zusammenhang gebracht, dadurch aber nicht verständlicher. Die ja auch sonst wirksamen Witterungsfaktoren stoßen vielleicht im Frühjahr auf einen periodisch geschwächten Seelenzustand; dadurch ist ihnen ein wirksamerer Angriff möglich.

So ist auch der überraschende Zusammenhang verschiedener krankhafter und aus Krankhafte grenzender Erscheinungen zu erklären, auf den Hellpach aufmerksam gemacht hat. Im Frühling und Frühsommer ereignen sich gleichzeitig die meisten Selbstmorde, die meisten Verbrechen und die meisten Erregungszustände Geisteskranker. Hellpach erblickt als eigentliche Ursache des Erregungsvorganges, der den drei genannten Vorkommnissen zugrunde liegt, soweit nicht andere Umstände mitspielen, den Erwärmungsvorgang, das eigentliche Charakteristikum dieser Jahreszeit. Das Krankhafte, um das es sich im allgemeinen bei derartigen Menschen handelt, wird als gesteigerte Labilität der Seele betrachtet.

Es gibt eine Seelenbeschaffenheit, bei der in ziemlich regelmäßigem Wechsel Zeiten der Depression mit solchen gehobenen Lebensgefühls abwechseln. Die gewöhnlichen, sehr häufigen Grade dieses Zustandes werden als Psychothymie bezeichnet,

die schweren Formen bilden das manisch-depressive Irresein. Es ist nun auffallend, daß sehr oft solche Depressionszustände in den Winter fallen, um im Frühjahr einer Periode gehobener Lebensauffassung Platz zu machen.

Allerdings kommt auch gerade das Umgekehrte vor, und es wäre nicht richtig, die Jahreszeit allein für den Wechsel der Seelenstimmung hier verantwortlich zu machen. Derartige Seelenzustände können vielmehr ihren Eigenlauf, unabhängig von der Jahreszeit, haben, aber gerade in leichteren Fällen, bei allgemeiner Nervosität, kann der Einfluß des Frühlings usw. überwiegend sein. So kommt es zu der Enttäuschung der Nervösen, die den ganzen Winter hindurch voll Sehnsucht auf den Frühling warten, wenn er aber da ist, seinen Anforderungen an die Umstellung des Organismus oft nicht gewachsen, daher voll von Unlustgefühlen sind und sich diese Nichterfüllung hochgespannter Erwartungen nicht erklären können. Geniale Menschen sind, wie Lombroso festgestellt hat, im Früh- und Spätsommer am fruchtbarsten, am leichtesten und gewinnbringendsten schöpferisch tätig.

Die körperliche Umstellung im Frühjahr mahnt dazu, Krankheitsäußerungen zum Teil anders zu betrachten und zu behandeln als zu anderen Jahreszeiten. Es sind das neuere Feststellungen, die aber auf uralte ärztliche Ansichten zurückgreifen. Hippokrates und Galen hatten schon darauf aufmerksam gemacht, daß im Frühling eine gewisse Art von Krankheiten, „die durch die erneute Bewegung der Säfte entstände“, unter Umständen gefährlich werden könnte. Hier knüpfen neuere Beobachtungen an, die im Ausschlag (Ekzem) der Säuglinge hauptsächlich eine Frühjahrskrankheit erblicken. Das Säuglingsekzem soll demnach in den ersten Jahresmonaten nur milde — um eine Gefährdung zu vermeiden — und erst in der zweiten Jahreshälfte energischer angegriffen werden. Auch andere Krankheiten, wie Gürtelrose, Schuppenflechte, sollen vor allem im Frühjahr auftreten; man hat diese Beobachtung mit einer Steigerung der Tätigkeit der innersekretorischen Drüsen in Zusammenhang gebracht. Damit ist freilich nicht viel erklärt. Immerhin ist es nicht unwahrscheinlich, daß solche Beziehungen bestehen.

Vielleicht hängt damit auch das verschieden große Wachstum der Kinder im Frühjahr und in anderen Jahreszeiten zusammen, wie es sich aus statistischen Zusammenstellungen ergibt. Bei den Kindern ist von März und April bis Mitte August, also im zweiten Jahresdrittel, eine starke Längenzunahme, dagegen Abnahme des Gewichtes zu verzeichnen. Im dritten Jahresdrittel, von Mitte August bis Ende November oder Mitte Dezember, kommt es zur stärksten Gewichtszunahme bei schwächster Längenzunahme. Im ersten Jahresdrittel, von November und Dezember bis März und April, sind sowohl Gewichtszunahme als Längenzunahme mittelstark. Daß überhaupt im Frühling Lebensäfte und -kräfte stärker drängen und quellen — bei Menschen wie bei Pflanzen —, das zeigt sich ja auch bei der Scheinblüte mancher Tuberkulöser im Frühjahr, die oft in überraschender Besserung einer plötzlichen Verschlechterung vorausgeht.

Soweit gesundheitliche Kuren im Frühjahr vorgenommen werden, sollen sie diese natürlichen Umstellungsvorgänge im Körper unterstützen und geschickt verwerten. Der Gedanke der alljährlichen Gesundheitskuren ist gut — gleichgültig mit welchem wissenschaftlichen Namen man das belegt oder ob man die alten Hausmannsworte von „Säfteerneuerung“ und „Blutreinigung“ benutzt. Ist man von der Zweckmäßigkeit und Förderlichkeit derartiger Gesundheitskuren ganz allgemein überzeugt, so wird man ihren Gebrauch im Frühling jedenfalls für am besten und naturgemähesten betrachten.

Suomi, Land an der Grenze zwischen West und Ost.

Von
B. Pantenburg.



„Suomen Lippu“, die Flagge des freien Finnlands.

Lichtbilder: Pantenburg.

Die abendländische Kultur durchzieht eine tiefe Sehnsucht nach dem Süden. Auf ihren Höhepunkten, sei es zur Staufenzeit, im Jahrhundert der Renaissance oder um die Zeitenwende vor hundert Jahren, kehrt der Mensch beinahe triebhaft sein Antlitz den südlichen Strichen am Mittelländischen Meere zu, wo er noch immer die Quellen seines seelischen Ursprungs rauschen zu hören vermeint. Und doch ist die südliche nur die eine Seite abendländischen Wesens: immer überschatten unsere Seelen auch die Nebel und der Ernst des Nordens; die Hand soll nicht nur den Griffel, sondern auch den Hammer führen, und strenges Pflichtbewußtsein soll nicht vor seliger Versunkenheit im Schauen erblaffen.

Europa lebt heute wieder einmal in einem nordischen Zeitalter; was Wander, daß sich seine Augen mit besonderer Teilnahme seinem letzten vorgeschobenen Kulturposten zuwenden: dem jungen Staate Finnland, der sich als wackerer Verteidiger abendländischer Kulturgüter gegen östliche Verneinung und Vernichtung erwiesen hat. Wer diese letzten bewußten Europäer in ihrem mit schwermütiger Schönheit gesegneten Lande je besucht hat, wird die blonden, helläugigen Menschen nicht so schnell vergessen; er nahm staunend wahr, mit welcher Inbrunst da oben all das gehegt und behütet wird, was dem Mitteleuropäer als ureigner Besitz gilt, und mußte bald erkennen, daß sich der Finne nicht nur auf das Empfangen beschränkt hat, sondern von jeher bemüht gewesen ist, an den Grundlagen der europäischen Kultur selbst mitzuarbeiten.

Jeder aber, der Finnland und die Finnen näher kennenlernte, hat gleichzeitig auch mit Scham feststellen müssen, welche unbeschreibliche Unkenntnis hinsichtlich dieser Nation im übrigen Europa herrscht. Nur wenige wissen etwas von dem Ursprunge dieses Volkes, das seine nationale Eigenart durch die Stürme der Jahrhunderte hindurch mit ergreifender Treue bewahrt hat, und so mancher kann sich nicht vorstellen, daß die städtische Kultur Finnlands der des übrigen Europa in nichts nachsteht, ja, daß der Bildungsdrang in vielen Kreisen der finnischen Bevölkerung den in anderen „hochzivilisierten“ Ländern womöglich noch übertrifft. Auch der Weltreisende lächelt unglaublich, wenn ihm gesagt wird, Finnland berge landschaftliche Schönheiten, von denen er sich nichts träumen lasse — und doch fühlt sich jeder, der einmal abseits von der großen Touristenstraße in diesem Lande gewandert ist, täglich aufs tiefste von den Reizen der finnischen Landschaft bewegt.

Es ist jetzt viel die Rede von den nordischen Völkern, von den Nationen um und über die Ostsee, die uns in rassischer Hinsicht nahestehen, und mit denen wir uns durch viele gemeinsame Beziehungen historischer, kultureller und wirtschaftlicher Art verbunden fühlen. Nur selten aber wird in diesem Zusammenhang jene jüngste Nation im Norden genannt, die in den Stürmen des ausgehenden Weltkrieges aus eigener Kraft und unter schweren eigenen Opfern, wenn auch mit deutscher Unterstützung, sich vom Russenreich losreißen und ihre Unabhängigkeit erringen konnte: Finnland — Suomi, wie die Finnen in ihrer Sprache sagen. Über die historischen, kul-

turellen, rassischen und wirtschaftlichen Grundlagen dieses in jeder Beziehung kerngesunden Staatswesens herrschen in selbst sonst gut unterrichteten Kreisen meist erhebliche Unklarheit und Unkenntnis.

Eine Fülle des Interessanten bietet sich bei etwas näherer Betrachtung der Gegebenheiten in diesem Lande, das sich dort oben im hohen Norden an der Grenze zweier Kulturwelten, der westlichen und der östlichen, in fast tausendjährigen Kämpfen zu einem Bollwerk des westeuropäischen Kulturkreises nordisch-germanischer Prägung entwickelt hat. Ihm kommt auch heute wieder eine Bedeutung zu, die weit über den



„Frei will ich sein!
Die Hand am Pflug,
Ein fröhliches Herz,
Und das ist genug.
Frei will ich sein!“

(Lilientron.)

Mit primitiver
Pflugschar wird
nach der Väter
Sitte der steinige
Boden gepflügt.

Rahmen seiner rein zahlenmäßigen Größe hinausgeht. Dieser Aufgabe einer kulturellen Grenzwehr gegen den Osten ist sich das kleine, aber starke finnische Volk recht wohl bewußt.

Suomi ist ein nordisches und ein westeuropäisches Land zugleich, das sein Antlitz nach Westen und Süden wendet. Durch die See ist es mit den übrigen Ostseeländern verbunden und darüber hinaus mit den Weltmeeren. Die Ostsee und die Verhältnisse in ihrem Raum sind für die Finnen in jeder Hinsicht von entscheidender Bedeutung. Zu Lande grenzt Finnland im Nordwesten und Norden an Schweden und Norwegen, mit denen es eine geographische Einheit bildet. An riesig langer Landfront hat es im Osten den Russen als Nachbarn. Doch hat die gemeinsame Landgrenze hier nie einen nahen oder lebhaften Verkehr zur Folge gehabt, sie hat vielmehr mit ihren moränenreichen und ausgedehnten Einöden faktisch eine Grenzlinie gebildet. Und sie ist eine so ausgesprochene Grenze, daß die Verbindung, die Finnland mit Rußland gehabt und auch noch heute hat, in der Hauptsache im Südosten über die schmale Landzunge der „karelischen Nase“ zwischen dem Finnischen Meerbusen und dem Ladogasee gegangen ist. Der Grenzfluß Rajajoki bildet hier eine sowohl politisch wie sozial und kulturell äußerst scharfe Scheidelinie.

Fast siebenhundert Jahre ist Finnland mit Schweden verbunden gewesen; es empfing von dieser Seite nahezu alles, was es heute aufzuweisen hat. Der politisch-gesellschaftliche Organismus Finnlands ist in den Jahrhunderten dieses Verbundenseins und der gemeinsamen Schicksale ganz und gar ein Produkt

skandinavischer Tradition und skandinavisches Recht geworden.

Man wird nun mit Recht entgegenen: Die Finnen haben aber doch eine eigene Sprache, die mit den germanischen — außer einer größeren Anzahl Lehnwörter — fast gar nichts gemeinsam hat, und die Wissenschaftler haben doch auch behauptet, die finnischen Stämme gehörten der mongolischen Völkerfamilie an. Die neueste Forschung hat dagegen festgestellt, daß die Finnen keineswegs mit den Mongolen verwandt, sondern ein Glied der indogermanischen Völkerfamilie, also Arier sind. Es fehlt ihnen ja auch ein ganz wichtiges Kennzeichen der Mongolen, nämlich die Augenfalte. Zwar bekennen sich etwa elf Prozent der Bevölkerung zur schwedischen Sprache, die übrigens neben der finnischen durch Gesetz als gleichberechtigte Landessprache festgelegt ist — man hat also zwei Sprachen im Lande —, aber das Bekenntnis zu einer der beiden Sprachen ist keineswegs ein Beweis für die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse, denn trotz des offensichtlichen Sprachenunterschiedes kann von einer Rassenverschiedenheit im eigentlichen Sinne nicht die Rede sein.

Zwischen den wahrscheinlich zum mindesten schon in frühester Zeit im westlichen Finnland ansässigen germanischen Stämmen, den vom Baltikum über den Finnischen Meerbusen eingewanderten Finnen, die schon mit baltischen Stämmen in Berührung gekommen sein müssen, und den mit den schwedischen Kreuzzügen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert neu herübergekommenen Germanen hat im Laufe der darauf-



Schärensegler
im Hafen
von Helsinki.

folgenden langen Entwicklung im Rahmen des schwedischen Reiches eine innige Vermischung stattgefunden. Man ist heute zu dem Ergebnis gekommen, daß der größte Teil des Volkes auf Grund seiner äußeren Kennzeichen und der seelischen Haltung als zur ostbaltischen Rasse gehörig zu bezeichnen ist, während das andere sehr wichtige Element das nordische ist.

Was die kulturellen Grundlagen angeht, so kann man sagen, daß sie in einem Völkerboden wurzeln, der sich aus Bestandteilen zusammensetzt, die zum Teil finnischen Ursprungs, zum Teil germanischer Herkunft sind, die aber in der Folge der Zeiten trotz der sprachlichen Spaltung im wesentlichen ein einheitliches skandinavisches Gepräge angenommen haben. Selbstverständlich hat der finnische Mensch seinen besonderen Charakter und eine ausgesprochene Eigenart, die ihn zweifellos von den übrigen Skandinaven und Germanen unterscheiden; aber dies sind weder besondere Kennzeichen noch Auswirkungen der Rasse an sich, sondern sie beruhen auf den Dingen, die überhaupt maßgebend sind für die Unterschiede zwischen den Menschen unserer Erde. Es spielen also da geographische Gegebenheiten, Landschaft, Bodengestaltung, Klima und historische Entwicklung eine Rolle. Das sind Kräfte, die überall wirksam sind. Und wenn auch die Menschen in den einzelnen finnischen Landschaften sich voneinander in mancher Hinsicht unterscheiden, wenn der Kysländer und Åboländer fast unverfälscht nordischer Rasse sind und sich vielfach zur schwedischen Sprache bekennen, und wenn der Karelrier

anders ist als der Tavastländer, so sind das schließlich Unterschiede, die im letzteren Fall nicht größer sind als zwischen einem Schwaben und einem Friesen. Sie alle aber fühlen sich doch als fest ineinandergreifende Glieder eines und desselben organisch gewachsenen Staates und Volkes, weil sie eben alle den gleichen Gesetzen unterliegen, die begründet sind einmal in der Natur ihrer Landschaft, zum andern im ehrwürdigen Erbe der vorausgegangenen Generationen.

Helsinki — die Hauptstadt.

Bei der Einfahrt durch den Kranz der vorgelagerten Schären wird man sich schwerlich dem eigenartigen Reiz entziehen können, der von dem breit hingemalten Bilde dieser durchaus nordischen Stadt ausgeht. Es liegt eine Stimmung von Einsamkeit, Weite und Kühle über ihr. Man kann nicht gerade sagen, daß Helsinki ausgesprochen architektonisch schön oder gar ausgeglichen wäre. Aber in ihrem Gesamtausdruck, wie sie sich aus dem Hof der entzückenden Schären heraushebt, wird sie ihren Eindruck nicht verfehlen. Sie ist tatsächlich eine Stadt des Nordens, von ernster Reinheit und einer einfachen Großzügigkeit ihrer Anlage. Ringsum der hellgrüne Glanz der weiten See, die eine bestimmte Wirkung ausübt auf ihre Bewohner wie der helle, endlose Himmel, der sich im Sommer darüber spannt. Die Stadt steht mitten drin in der großen ursprünglichen Natur, die hier ebenso wie im ganzen Lande ihren zwingenden Einfluß immer ausüben wird.

Ganz modern mutet diese weiträumige Stadt an, der ja



Fels, Land und Wasser geben der finnischen Landschaft ihre Eigenart.

auch weit zurückreichende Traditionen fehlen. Wurde sie doch erst vor etwa hundert Jahren vom Zar zur neuen Hauptstadt an Stelle des altehrwürdigen Abo erhoben. Die neueste Zeit fand sinnvollen Ausdruck in den wichtigen Bauten bedeutender finnischer Künstler. Da ist der neue Reichstag aus hartem finnischen Granit von Siren und der Hauptbahnhof von Eliel Saarinen, einem Architekten von weit über die Grenzen des kleinen Landes reichendem Ruf. Die Geschäftshäuser machen dagegen einen fast amerikanischen Eindruck in ihrer Größe und Ausstattung.

Einen deutlich sichtbaren Aufschwung hat die Stadt genommen, seit Finnland 1918 in den Kreis der selbständigen Nationen eintrat. Überall zeigt sich geschäftiges Leben und Treiben, und man gewinnt den Eindruck, daß ein zielbewußter und äußerst aktiver Wille zum Vorwärts- und Aufwärtswickeln vorhanden ist. Man schöpft ja auch aus recht gesunden und ursprünglichen Quellen. Gehören doch noch immerhin etwa zwei Drittel der Bevölkerung dem Bauernstande an. Der natürliche riesige Reichtum an Wald ließ eine noch andauernd sich entwickelnde Industrie entstehen, die nunmehr von entscheidender Bedeutung für das Land, für seinen gesamten Außenhandel ist. Die Holzprodukte machen heute rund achtzig Prozent vom Werte des gesamten Exportes aus.

Aber das irrsinnige Hestempo der stark industrialisierten Länder ist hier noch gänzlich unbekannt. Im Sommer, wenn um fünf Uhr die Geschäfte schließen, wird die Stadt fast menschenleer. Alles zieht „hinaus“. Dieses „hinaus“ ist das herrliche

offene Meer im Süden und Westen, sind die Inseln mit ihren Sommerhäuschen, sind die hölzernen Villen in den Wäldern um die Stadt und längs der buchtenreichen Küste. Dann zeigt die Stadt alles andere als etwa das Gesicht einer modernen Großstadt, wie sie uns geläufig ist.

Die Finnen treten dem Fremden als klarer, höflicher und hochbegabter Menschenschlag entgegen, mit jener bestimmten Distanz, die einem Volk von Charakter und Würde eigen ist. Der Deutsche wird ein bestimmtes Gefühl der Hochachtung vor den anerkannten Leistungen deutschen Geistes empfinden, in dem auch die tiefe Dankbarkeit durchklingt für die Waffenhilfe, die wir Finnland in seinem Befreiungskampf geleistet haben und ohne die er sich sicher mehr in die Länge gezogen haben würde. Allerdings darf man nicht denken, daß die Finnen uns mit frenetischem Jubel empfangen, wie denn überhaupt dem Nordländer eine gewisse Strenge des Empfindens eigen ist, die uns Menschen einer wärmeren Zone befremdlich erscheinen mag. Er zeigt seine Gefühle eben nicht, und es braucht eine Zeit, bis man bei ihm unter die herbe Oberfläche sehen kann.

Fahrt nach Südwesten.

Es gibt zwei Möglichkeiten, in das „eigentliche Finnland“ zu kommen, in die Landschaft des finnischen Südwestens, von der aus einst die Schweden ihre Kreuzzüge in das Innere des Landes, nach Osten unternahmen. Man wird aber im Sommer den Weg zu Wasser, durch den Schärengarten, wählen, er ist der romantischste. Der blendendweiße Dampfer hat es

Die Olofsburg
im
Saimasee,
der am weitesten nach
Nordosten vorgeschobene
germanische Posten
aus der Schwedenzeit.



keineswegs eilig, geruhsam zieht er seine Bahn durch das magische Halbdunkel der nordischen Sommernacht, aus dem violette Schären auftauchen und wieder verschwinden. An Schlaf denkt man einfach nicht mehr. Abend und Morgen fließen ineinander. Schon graut der Morgen im Osten, aber noch immer scheint ein Leuchten der untergegangenen Sonne am Horizont zu stehen.

Ist schon der Schärenhof zwischen Helsinki und dem Hafen Hangö an der südwestlichsten Landzunge in seiner erstaunlichen Vielfalt fast wie ein Wunder, so geht er nach den Ålandsinseln in ein unerhört dichtes Gewirr über, so daß selbst der kleine Küstendampfer sich oft geradezu zwischen den grauen Felsen hindurchzwängen muß.

Nach einer Fahrt über die Nacht bis zum Mittag ist man von Helsinki aus in Åbo. Die Geschichte seines unvergeßlichen Schlosses ragt in graue Vorzeit hinein, durch viele Jahrhunderte war es ausschlaggebender Stützpunkt der schwedischen Macht. In trotziger, spätromanischer Ducht wächst die Domkirche in den Himmel hinein. Der Dom gehört in die Reihe der norddeutschen Dome des Mittelalters, auch er ist ein lebendiges Zeichen für die geistige Einheitlichkeit des Bauwillens der Hansezeit. Seine Vorbilder findet man in Lübeck, Danzig, Riga und Reval. Auch in Finnland war wie an den übrigen Küsten der Ostsee der Einfluß der Hanse über eine erhebliche Zeitspanne vorherrschend.

Die Küstenstriche im Südwesten und Süden des Landes sind am dichtesten besiedelt, hier auch findet man größere wohl-

gepflegte Güter und prächtige Herrensitze. Der sonst im Lande alles beherrschende Wald ist hier weitgehend zurückgedrängt; die Landschaft selbst weist einen hohen Grad von Kultiviertheit auf, und man sieht, daß Generationen in zäher und zielbewußter Arbeit hier geschafft haben.

Grenzland im Osten.

Wiborg — alte Hansestadt an der Grenze, in der zur Blütezeit des Bundes das deutsche Element vorherrschte, aus dem manche gute finnische Familie von Tradition geworden ist. Wie gebannt steht man am inneren Hafen vor dem großartigen Schloß — eine mächtige Seefeste, die im dritten schwedischen Kreuzzug 1293 von Toriel Knutson gegen die Russen errichtet wurde. Vom Turmdach fällt eine nüchterne weiße Mauer ohne Erker und Vorsprünge fünfzig Meter tief hinab in den blauen Sund. Sie ist gleichsam ein Symbol nordischer Historie, nordischer Sage, stärkster Ausdruck für den Willen zur Behauptung.

Wild schäumend und donnernd schießen moorbraune Wassermassen zwischen engen Felsen hindurch, sie tragen ungezählte Stämme aus den finnischen Wäldern auf ihren Wellenrücken mit hinunter — das ist der Jmatra, Finnlands größter Wasserfall. Aber der Mensch hat ihm in seinem unersättlichen Energiehunger Zügel angelegt. Ein modernes Wasserkraftswerk steht bereits neben ihm, das fast ganz Südfinnland mit Kraft versorgt. So hat der Jmatra viel von seiner unbändigen Kraft hergeben müssen.



Auch im Sommer dient der leichte Schlitten im wegearmen Land als Beförderungsmittel.

Nördlich des meerartigen Ladoga, dessen südliche Hälfte zu Rußland gehört, beginnen die unübersehbaren Wälder und Eindrücke des Grenzlandes Karelien. Hier ist der europäische Kulturkreis zu Ende, bis hierher haben die Schweden einst zusammen mit den Finnen diese gemeinsame politische und kulturelle Grenze vorgetragen und zäh verteidigt. Sie scheint nunmehr bis in fernste Zukunft hinein festgelegt. Man beginnt hier am Ladoga am ehesten die zwingende Notwendigkeit der fast die Kräfte übersteigenden militärischen Rüstung Finnlands einzusehen. Die Verschiedenheiten dieser beiden Nachbarn sind unüberbrückbar. Hier: eine fast Deutschland übertreffende Genauigkeit des Verkehrs, ein erstaunlich hoher Grad von Ordnung, Sicherheit und Klarheit im öffentlichen Leben; auf der anderen Seite, unter der gleichen Sonne und am gleichen Strand ein Willkürstaat, der immer noch nicht die ihm passende Staatsform gefunden zu haben scheint.

Mitten im Ladoga liegt das prunkvolle Russenkloster Valamo, ein bedeutender kultischer Platz der griechisch-orthodoxen Kirche. Früher das Ziel unzähliger Pilgerscharen, heute Magnet des Fremdenverkehrs. Ein verwirrender Glanz geht von der großen Kathedrale aus. Schwermütig klingen die seltsamen Chorgesänge der Männer mit den langwallenden Bärten und den schwarzen Gewändern. Die Inselgruppe gehört eigenartigerweise zu Finnland, aber die Mönche werden bald aussterben, denn Russen dürfen nicht mehr eintreten, und die Finnen sind ja fast ausschließlich lutherisch.

Mittelfinnland.

Man kann sich schwerlich vorstellen, wie zerrissen diese finnische Landschaft ist durch die Seen und Wasserläufe. Zerrissen ja — aber das Wasser, der Wald und der harte Fels durchdringen einander in beglückendem Wechsel und geben der Landschaft ihre Eigenart. Finnland ist eigentlich eine riesige waldbedeckte Granitscholle, die sich langsam aus der See emporhebt. Zwischen den kleinen und großen Runzeln, Buckeln und Furchen sammeln sich die Wasser zu unzähligen Seespiegeln, von denen es ganze Systeme gibt, wie der Saima und der Päijänne. Über tosende Stromschnellen und Wasserfälle fließen sie zur zerklüfteten Küste ab.

Die unendliche Einsamkeit des dünn besiedelten Landes prägt sich auch im Wesen des finnischen Menschen aus. Weit auseinander wohnen die Sippen der einfachen Bauern, und wer einmal auf seiner Fahrt durch das Land — das vielleicht vom Wasser aus am stärksten zu erleben ist — abseits der üblichen großen Touristenwege reist, wird erfahren, wie nach alter Sitte auch der ärmste Bauer dem Fremden selbstverständliche Gastfreundschaft gewährt.

Der Finne ist von unerhörter Sauberkeit, die man gleichermaßen in den Städten wie auch in der geringsten Hütte auf dem Lande findet. Seit Urzeiten gehört zu jedem Bauernhof die „Sauna“, die Badestube. Ihr heißkaltes Bad ist ein Nationalbesitz ursprünglicher Art. Von ihr ist auch bereits in dem wunderfeinen Epenzyklus der „Kalevala“, die sich den großen Epen der Antike und der altnordischen Welt eben-

Mittsommernacht
in
Lappland.



bürtig als ureigenste Schöpfung an die Seite stellen kann, die Rede. Ja, man sagt, wenn ein Bauer einen neuen Hof gründet, so beginne er erst mit der Sauna.

Im Saimaasee liegt bei Savonlinna die Olofsburg. Erik Arelsson Tott erbaute sie ausgangs des fünfzehnten Jahrhunderts auf jener Felseninsel im reißenden Kyronsalminsfund als Grenzfeste gegen die Russen. Ein wuchtiger Bau mit gewaltigen Türmen und Bastionen. Soweit man aus ihrem hohen Bergfried schauen kann, greifen das tiefe Grün der Wälder, das Graublau der Felsen und das tiefe Blau der Wasserflächen ineinander. Schmucke weiße Dampferchen ziehen mit weitem Wellenschweif darüber hin, verschwinden hinter Felsen und Landzungen und tauchen wieder auf. Eine besondere Eigenschaft dieser Landschaft sind die „Harjut“, lange, meist schmale, zu beiden Seiten stark abfallende Hügelrücken. Der berühmteste und auch wohl reizvollste ist der sieben Kilometer lange Punkaharju.

Land an der Bottensee.

Anders wieder ist Westfinnland, besonders Desterbotten. Saubere, freundliche Dörfer liegen inmitten fruchtbarer Kornfelder und saftiger Wiesen. Schvermut ist auch über dieser Landschaft, aber sie wirkt doch wieder lebendig durch die zahlreichen Flüsse mit ihren Stromschnellen, die in fast parallelem Lauf die Wasser der mittelfinnischen Seenplatte herunterbringen zum Bottnischen Meerbusen. Sind diese Flüsse auch kaum schiffbar, so haben sie aber doch ihre be-

deutende Aufgabe für die Holzindustrie des Landes. Zu vielen Millionen tragen ja doch in den kurzen Sommermonaten die zum Flößen hergerichteten Wasserläufe die Hölzer aus den Wäldern herunter an die Küste, wo die modernen Industrieunternehmungen liegen. Die Ausnutzung des Waldreichtums war überhaupt einzig und allein durch die Möglichkeit des billigen Massentransports auf den Wasserwegen gegeben.

Die Landschaft Desterbotten ist von weittragender Bedeutung für die Entwicklung zum selbständigen Finnland geworden. Der Aktivismus der fast rein germanischen freien Bauernbevölkerung an dieser Küste der Bottensee zieht sich durch die Jahrhunderte seit den Kreuzzügen hindurch. Er ist in neuester Zeit durch den Freiheitskrieg, der hier seinen Ausgang genommen und der im wesentlichen von der weißen Bauernarmee des Generals Mannerheim, aus altem schwedischen Soldatengeschlecht, getragen wurde, hervorgetreten. Vor kurzem entstand die gegen den Bolschewismus gerichtete Bewegung der Männer von Lappo. Lappo ist der geistige Mittelpunkt der Landschaft. Dieser starke nationale Sinn der Desterbottnier gründet sich auf den gesunden Instinkt urwüchsigen und naturverbundenen Bauerntums, das in härtestem Ringen mit der geizigen nordischen Natur zu einem stahlharten Schlag heranzwuchs.

Kolonie am Eismeer.

Hier in Lappland hat sich eine jungfräuliche Natur in ihrer ganzen herben Schönheit der Zivilisation am wirksamsten



Postabfertigung nördlich des Polarkreises.

200 Kilometer in 4 Tagen bewältigt dieser kleine zähe Lappe mit seinem schweren Postsack auf dem Rücken.



Begegnung der „Lappland-Express“.

531 Kilometer ist die „Eismeerstraße“ lang, auf der die Autobusse in 14stündiger Fahrt von der nördlichsten finnischen Eisenbahnstation zum Eismeer vorstoßen.

entgegenstemmen können. Die dunklen Winternächte sind hier am längsten, sie werden zwar oft aufgehellert durch die seltsame Erscheinung des flackernden Nordlichts, dafür aber bietet die Natur im kurzen Sommer mehr als gerechten Ausgleich. Die Tage werden dann für Wochen zu einem einzigen. Tag und Nacht scheint die Sonne, jene märchenhafte Mitternachts-sonne — es ist die Zeit der silbernen Lichtnächte. Dieser nordische Sommer läßt unter dem Einfluß des beständigen Lichtes die Vegetation schnell und üppig — fast wie im Rausch — hervorsprossen. Hier gibt es auch noch Tiere, die bei uns in freier Wildbahn längst nicht mehr zu finden sind: Bär, Wolf, Luchs und Vielfraß. Wer einmal die großartige, stille Schönheit dieser Landschaft erlebt hat, den wird sie zukünftig gepackt haben, und mancher kehrt immer wieder dorthin zurück, um das geheßte Leben in zivilisiertem Land für einige Zeit mit der Ruhe der unendlichen lappländischen „Odemarken“ zu vertauschen.

Wie auf allen Gebieten und überall im Lande, haben die Finnen auch in ihrer entlegensten und menschenleersten Provinz in den letzten fünfzehn Jahren eine sehr beachtliche Aufbauarbeit geleistet. Vor wenigen Jahren entstand die „Eismeerstraße“, übrigens die einzige Straße der Welt, die ans Nördliche Eismeer führt. Es mutet einen geradezu phantastisch an, wenn man in Rovaniemi, der nördlichsten finnischen Eisenbahnstation, die fast unmittelbar auf dem Polarkreis liegt, vor dem Wegweiser steht, dessen Blechfahne in Richtung des Petsamofjordes weist: Petsamo — 531 Kilometer. Hier durch das Land, durch riesige Wälder, über Wasserläufe, durch Moore und Sümpfe, über kahle Geröllrücken und wieder herunter an den felsigen Fjord, der von den letzten Ausläufern des milden Golfstromes berührt wird und somit der einzige eisfreie Hafen Suomis ist, führt diese Straße. Heute legt man diese Strecke in gut vierzehn Stunden in bequemen Autobussen zurück. Eine beachtliche Kulturtat. Aber ihr folgten noch mehr Taten. Kolonisten wurden längs der Straße angesiedelt, das Land wirtschaftlich aufgeschlossen, weitere Straßen sind allenthalben im Bau. Doch der Raum ist riesengroß, die Provinz macht fast die Hälfte des ganzen Landes aus, sie ist größer als ganz Süd-

deutschland zusammengekommen. Und es wohnen heute erst etwa zweieinhalb Einwohner auf dem Quadratkilometer. Raum ohne Volk!

Natürlich sind die wirtschaftlichen Möglichkeiten hier oben nicht so groß wie in kultivierteren und begünstigteren Breiten. Aber es gibt noch reichlich Möglichkeiten, um mehr Menschen zu ernähren. Die Kolonisierungsarbeit Finnlands in seiner nördlichsten Provinz ist ein weiterer glänzender Beweis für die endlich ausgelösten tiefverwurzelten Kräfte, die in dieser jüngsten nordischen Nation schlummerten, und die durch die lange Zeit der Kämpfe um die nationalen Belange in ihrem innersten Wesen nur stärker geworden ist.

Synthese zwischen alter Kultur und jugendlicher Volkskraft.

Was dem aufmerksamen Beobachter auf einer Reise durch das Land der Finnen besonders charakteristisch erscheint, ist die glückhafte Verbindung der wertvollen überkommenen Kulturtradition mit den vorwärtstrebenden, aus den Urzeiten gesunden Volkstums immer wieder hervorbrechenden jugendlichen Kräften. Man kann die Finnen wirklich beneiden um die Fähigkeit, das Alte mit dem Neuen zu einer lebensvollen Einheit zu verbinden. Ganz besonders kommt dies auch im Schaffen der Künstler zum Ausdruck, deren Formungsfähigkeit auf manchen Gebieten Meister von Weltbedeutung hervorgebracht hat. Die allgemeine Volksbildung steht auf einem überraschend hohen Niveau, und in der entlegensten Einödhütte wird man eine kleine Bücherei finden. Gerade durch seine Isoliertheit konnte sich dieses Volk in seinem innersten Wesen so jung und unverbraucht erhalten. Diese Wesensart erwuchs aus einem freien Bauernstand. Der Finne zeigt eine starke Liebe zu seinem Vaterland, neben einem ausgesprochenen Ordnungssinn sind ihm Beharrlichkeit und ein klares Rechtsbewußtsein zu eigen. Stark ist seine Wahrheitsliebe und geradezu sprichwörtlich die Ehrlichkeit. So haben die umgebende raue nordische Natur und der Einfluß westeuropäischer Kultur in ihrer vielleicht edelsten Form, der nordischen, den Finnen zu einem festumrissenen Volkstyp geformt.

Als Werk- student im wilden Westen.

Von
Ernst Stölper.



Die Hudsonbrücke in Newyork.

Lichtbild: Armstrong Roberts-Mauritius.

Berufene und unberufene Deutsche haben nach dem Weltkriege über Amerika geschrieben, aber alle ganz anders, als hier berichtet wird. Ernst Stölper, Bergbaubeflissener, der als Austauschstudent ein Jahr auf dem St. Johns College bei Baltimore verbracht hat, treibt sich ein weiteres Jahr ohne jeden Zuschuß auf gut Glück und eigene Faust von Bergwerkscamp zu Bergwerkscamp im wilden Westen herum, durchquert zweimal den ganzen amerikanischen Kontinent, und was er dabei an der Landschaft, den Menschen und der Wirtschaft erlebt, das schreibt er sich von der Seele mit hellem Verstande, gründlichem Wissen und tiefem Gemüt. Das Ursprüngliche, Sprunghafte, ja Märchenhafte, das so bei aller realistischen Schilderung in den Fahrtbericht gelangt, gibt diesem seine besondere Note.

Vor allem wird es die deutschen Bergleute fesseln; denn sie wandern mit ihrem jungen Kollegen mühelos durch die größte Goldmine der Welt in Süddakota, die berühmten Kupfergruben und -hütten von Butte Anaconda in Montana, die Ölfelder Kaliforniens, die Kupferschmelzen in Arizona, Kohlengruben in Utah und das bedeutendste Molybdänwerk der Erde, 4000 Meter hoch gelegen, in Colorado. Wie so ganz anders ist der Betrieb dort als bei uns! Vollkommenste Technik mitten in der Wüste oder im Hochgebirge! Ansässige Belegschaften gibt es nicht. Wer im Sommer in Iowa Weizen erntet oder in Montana Vieh hütet, wer während des Herbstes Apfelsinen in Kalifornien pflückt oder Holz in Idaho schlägt, der schafft im Winter als Bergmann in Utah oder Colorado.

Die schneebedeckten Pässe der Rocky Mountains, die Sonnenglut der Wüste und die ungesunde Arbeit am Arsenofen können Stölper ebensowenig anhaben wie Alkohol, Würfel und Dienen. Wie der deutsche Junge sich überall durchschlägt, sich jeden Pfennig selbst verdient und dabei völlig mittellos mit einem Arbeitskittel auf dem Leib und einigen Stücken Zucker als Nahrung in der Tasche ebenso guter Laune ist, wie wenn er durch eigene Arbeit sich einen modernen Anzug erworben und die Tasche voll Dollars hat, das ist das Packende und Erquickende an diesem Bericht.

I. Westwärts!

Copyright 1933 by Paul List, Verlag, Leipzig.

Ade, Alma mater!

Das Semester in Annapolis, wo ich als deutscher Austauschstudent meine ersten Eindrücke von Amerika empfangen hatte, ging zu Ende. In den nächsten Tagen wollte

ich mit ein paar ersparten Dollars nach Pittsburg reisen, um etwas vom amerikanischen Industriegebiet zu sehen. Vielleicht würde es auch noch für Chicago reichen — vielleicht!

Da liest ein Bekannter ganz zufällig im Lokalblättchen, daß ein Schiffskoch drei Leute sucht, die nach Seattle im Staate Washington, dem nördlichsten Staat der Union am Stillen Ozean, reisen wollen, im Auto, mit geteilten Kosten. Wie sie kommen, werden sie genommen. Vierzig Dollar Unkosten, zehn Tage Fahrt. Das Herz schlug mir höher, phantastische Pläne erwachten.

Goll, der Küchenchef, saß hemdsärmelig, unterseßt, tätowiert und gummi kauend im Schaukelstuhl und erklärte mit vertrauenerweckender, echt amerikanischer Rührtheit, daß wir bei der Reise nicht viel Zeit verlieren wollten, höchstens einen Abend in Chicago oder Helena fürs Kino.

Die Karte liegt vor mir, flimmernde Linien ziehen sich über den Kontinent: Alleghanies — Chicago — die Prärie — der Yellowstonepark — Butte — Seattle — der Große Ozean — Gold — Kupfer — Kohle — Öl — ein Siebentel um den Erdball. Wie ich meinen Weg zurückfinden werde? Muß sich zeigen!

Glück! Glück! Jedem ist wohl einmal die Chance gegeben; aber das Glück will mit fester Hand gefaßt sein, sonst entschlüpft es wie ein Fisch. Wenn dies nicht Glück sein sollte! Reisen, reisen — eine größere Welt für mich!

Die verbleibenden acht Tage vergrub ich mich in die Bibliothek, um mich näher vertraut zu machen mit dem Land, das ich kennenlernen sollte, vor allem natürlich mit seinen Bodenschätzen und bedeutenden Bergwerken. Und ich schmiedete goldene Zukunftspläne.

Am Montag lachte die Morgensonne nur so über Annapolis und der blauen Bucht. Wem sollte nicht auch das Herz lachen! Ade, Alma mater! Hinaus ging's aus der Stadt in den strahlenden Sommertag. Durch das rauchende, betriebsame Baltimore, durch Farmen und welliges Hügel-land rasten wir mit achtzig Kilometer Geschwindigkeit den Alleghanies zu, blauen, langgezogenen Bergketten. Über einen Sattel kamen wir ins Gebirge hinein. Es sind breite, runde Berg Rücken, fünf oder sechs Ketten hintereinander, 1200 bis 2000 Meter hoch, nur die höheren Kämme sind stärker gegliedert. Wald, Busch, bunte Blumenwiesen und farge Steppen lösen einander ab, und überall ist es völlig einsam und menschenleer. Prachtvolle asphaltierte Straßen vermitteln den Verkehr durchs Gebirge.

Die Alleghanies haben reiche Bodenschätze: Kohle und Eisen vor allem kommen ausgiebig vor, und auf ihnen baut sich die ganze Industrie des Ostens auf.

Wo das Gebirge im Westen in anmutige Hügellandschaft ausläuft, erinnert es an Thüringen oder Hessen. Unter den amerikanischen Landschaften gleichen wohl Ohio und Pennsylvanien am ehesten der lieblichen deutschen Landschaft, zumal sie auch ähnlich bestedelt sind. Was sie uns so verwandt erscheinen läßt, ist nicht allein die Landschaftsform, sondern auch die Seele, die der Mensch seinem Lande gibt. Diese Landschaften werden von einer einheitlich amerikanisierten Bevölkerung englisch-schottisch-deutschen Ursprungs bewohnt, die mit der zweiten großen Einwanderungswelle gegen 1820 bis 1840 hierherkam. Hier ist also noch beste germanische Bauernrasse, im Gegensatz zu den später eingewanderten Proletariern und den Südosteuropäern.

Wir jagten den ganzen Tag hindurch ohne Pause gen Westen, und am Abend freute ich mich ehrlich auf ein weiches Bett für meine durcheinandergerüttelten Knochen. Aber mein eiliger Koch hatte es anders im Sinne, und wir fuhren die ganze Nacht. Die grellen Scheinwerfer bohrten sich vorwärts in das Dunkel. Häuser, Bäume, Telegraphenstangen wurden für Augenblicke ins Licht gerückt. Ab und zu tauchten die Rastenaugen begegnender Scheinwerfer auf, wuchsen, brausten vorbei. So ging es rasend dem Westen zu.

Am Morgen waren wir im Herzen des Mittelwestens. Ohios Hügel waren verschwunden, aus Bauerngütern waren

große Farmen geworden. In unendlicher Weite zogen sich die Weizen- und Maisfelder hin, die in dreijähriger Fruchtfolge mit Weiden abwechseln. Die goldenen, wogenden Weizenfelder waren schon teilweise geschnitten und in Garben gesekt. Ein zarter Hauch von Morgennebel lag über dem weiten Land. Dann rötete sich der Osten, und aus dem Ozean der reichen Felder stieg feurigrot der Sonnenball herauf. Binnen wenigen Minuten sog er die Nebel auf, bis erbar-mungslose, schattenlose Hitze über dem Lande brütete.

Wir fuhren Chicago entgegen, dem Herzen des Mittelwestens. Ich hätte es mir gern angesehen und bearbeitete Mr. Goll, hier wenigstens einen Ruhetag einzulegen. Aber wer kann einen Koch der amerikanischen Marine für Chicago interessieren! Und kein Bliß fuhr in das verwünschte Auto, um einen Tag Reparatur herauszuschlagen. Da war nichts zu machen! Wir jagten durch die Stadt, wühlten uns durch den unheimlichen Verkehr, und nach vier Stunden waren wir wieder draußen in dem endlosen Mais- und Weizenland.

Farmer im Mittelwesten.

Am Abend hatten wir, sozusagen in einer Tour vom Atlantik bis zum oberen Mississippi, Clinton (Iowa) erreicht.

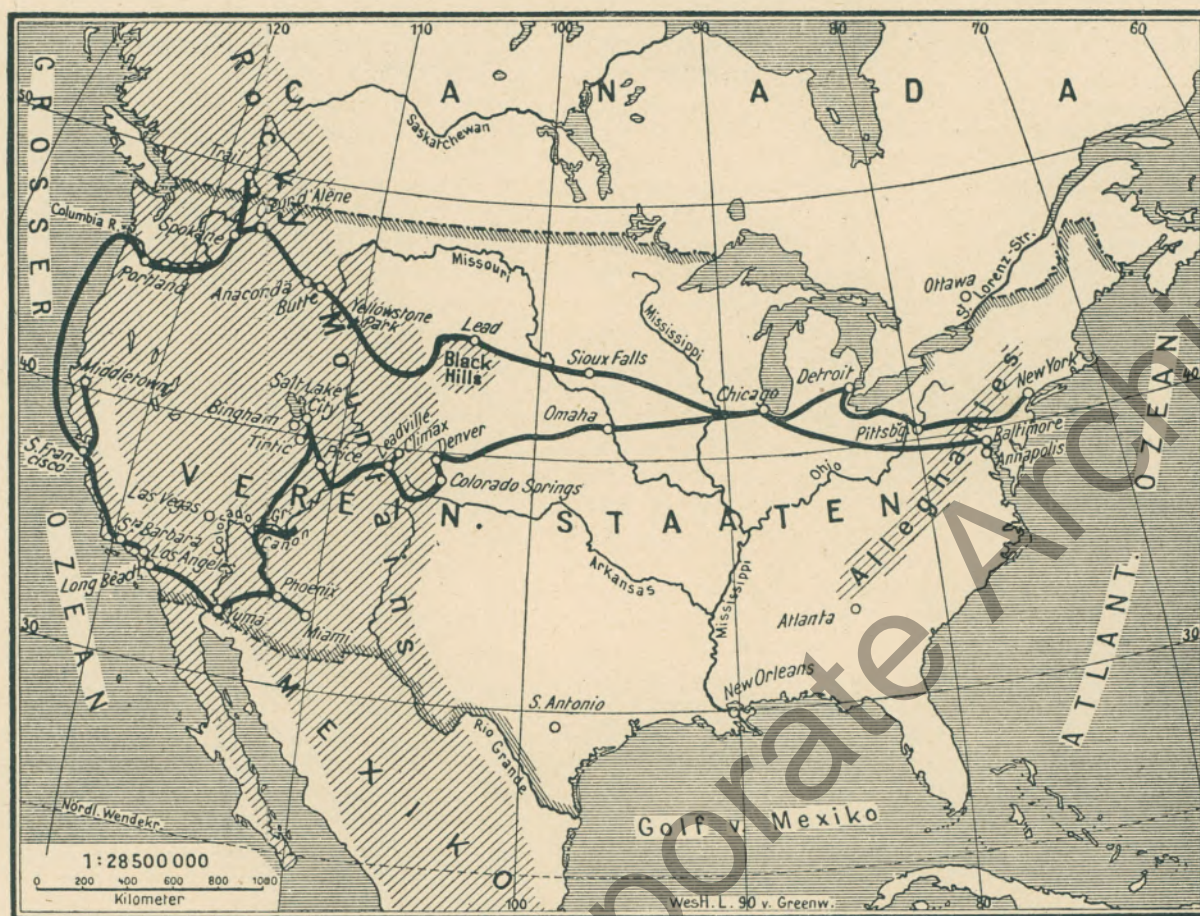
Der Mittelwesten und der Farmer sind eins. Etwas anderes gibt es nicht. Aber der Reichtum dieser Farmervwelt ist erstaunlich. Die Mittel- und Kleinstadt dieser Gegend ist, abgesehen von ihrer Verlorenheit im weiten, einförmigen Land, eine Freude anzusehen: stolze, geschmackvolle Rathäuser, reiche, saubere, gepflegte Schulen, erstaunlich große und gute Büchereien, belebte Geschäftsstraßen. Alles ist neu gebaut, planmäßig und praktisch. Die Städte haben gerade, breite, rechtwinklig sich schneidende Straßen, gesunde, hübsche Häuser, möglichst Einfamilienhäuser, die kostbar ausgestattet, aber meist nur für eine Generation gedacht sind. Denn in der nächsten werden wohl, bei dem raschen Aufschwung, den das Land nimmt, die heutigen Vorstädte schon Geschäftsviertel sein. In einzelnen Städten ist es sogar Vorschrift, die Häuser alle dreißig Jahre abzureißen und neu zu erbauen, damit die Stadt immer modern und den neuesten Errungenschaften angepaßt ist und so stets Arbeit beschafft und Geld in Bewegung gesetzt wird. Reiches Land, in dem solche Bestimmungen getroffen werden können!

Wer im Mittelwesten aufgewachsen ist, nun, der hat alles, was er braucht, und viel Geld dazu. Viele machen eine Reise in den Osten und sogar nach Europa, zum Ausgleich für die öde Einförmigkeit ihrer Heimat. Da gewinnen sie Weitblick und planen und arbeiten für die Zukunft ihres Landes. Wo heute nur Mais und Weizen wächst, wo vor fünfzig bis sechzig Jahren Prärie war, da wird in absehbarer Zeit die Industrie ihren Einzug halten. Maschinenteile, Mühlenzeugnisse, Kleider und Schuhe, Bücher und Zeitungen, warum sollen sie nicht in Clinton oder Sioux Falls so gut wie in Neuengland erzeugt werden? Damit werden neue Arbeitsmöglichkeiten geschaffen, und das Leben des Mittelwestens wird sich noch reicher gestalten. Wieviel hat es durch das Auto und die Colleges in den letzten Jahrzehnten schon gewonnen!

Vom Mittelwesten will keiner zum Osten. Sie lieben ihr Land und sind voll Hoffnung auf seine große Zukunft. Es hat keine hemmende Tradition, es hat nur den schwarzen, schweren Boden, auf dem das Gold wächst. Hier macht man große Pläne, hier denkt man in hundert Meilen, in tausend Morgen. Man denkt nur an den zukünftigen, noch größeren, noch reicheren Mittelwesten.

Die Farmhäuser sind schlicht, aber sehr gediegen mit mächtigen Scheunen, Ställen, Speichern und reichem Maschinenpark inmitten der mittelfarmen Farmen. Es ist ein prachtvoll gesunder, gleichmäßiger Bodenbesitz. 250 Morgen

Der
Reiseweg
Ernst
Stolpers.



gelten in Illinois, Indiana und Iowa als Durchschnitt, 500 Morgen als größere Farm. Mit seinen vielen Maschinen kann der Farmer meist allein mit seiner Familie die Arbeit bewältigen oder mit nur gelegentlichen Lohnarbeitern, da diese sehr hoch bezahlt werden.

Der Farmer in USA. ist nicht eingeseffener Bauer, der die Dinge anbaut, die er zu seinem Unterhalt braucht, und den, wie bei uns, jahrhundertealte Tradition an sein Dorf und an althergebrachte Bauernregeln bindet. Sondern er ist eingewanderter Kolonist, der sich Land kauft, um Geld daraus zu machen. So ist er mehr Unternehmer in landwirtschaftlichen Erzeugnissen als Bauer. Wie der Industrielle sich auf bestimmte Artikel spezialisiert, so erzeugt der Farmer wenige einzelne Lebensmittel, für die sein Boden und Klima die besten Vorbedingungen bieten. Ich arbeitete im Osten auf einer Farm, die nur Gurken, Tomaten und Erdbeeren anbaute, 80 Morgen Erdbeeren! Und später auf einer anderen, die Hühner, Rükken, Eier und außerdem Wassermelonen verkaufte. Im Mittelwesten gibt es zahllose Farmen, die einzig und allein Weizen anbauen, die dann aber mit dem Weizenpreis stehen und fallen. Ein Jahr schlechter Weizenpreise kann Tausende blühender Existenzen zugrunde richten.

Bei dieser Spezialisierung ist der Absatzbereich viel größer als für unseren deutschen Bauern. Eine großzügige Organisation hat es verstanden, die Produktion in die für jedes Erzeugnis günstigsten Gebiete zu verlegen. Für den Transport scheut man die größten Entfernungen nicht, wenn nur die Erzeugung so billig ist, daß Fracht, Verpackung usw. lohnen. So liefert der Bezirk Pasadena in Südkalifornien Eier nach New York, 4000 Kilometer weit, und sie werden dort billiger verkauft als New-Jersey-Eier, die aus der Nähe kommen. Von der Erdbeerfarm, auf der ich arbeitete, wurden die meisten Früchte 400 Kilometer weit (etwa Berlin-Danzig) nach Pittsburg geschickt, an zweiter Stelle stand Chicago (etwa 1200 Kilometer), während das nahe Baltimore und

Washington als Abnehmer fast ganz abfielen, da dort die Preise infolge des Überangebotes zu niedrig waren.

Der Farmer muß also kaufmännisch denken. Er hält mehrere Tageszeitungen und eine Reihe von Fachzeitschriften und hat daneben natürlich Radio mit den neuesten Marktberichten. Er muß neben der täglichen Arbeit Zeit haben, sich über Börse, Politik und wirtschaftliche Entwicklung auf dem laufenden zu halten, um danach seinen Betrieb immer wieder umzustellen.

Ich „bömmte“.

Am dritten Abend kamen wir nach Sioux Falls (South Dakota). Hier spielten die Götter ein komisches, aber glückliches Spiel mit mir: Am Wagen war ein Lager heißgelaufen, und die Reparatur dauerte am nächsten Morgen ein paar Stunden. Ich besichtigte indessen das Landeszuchthaus, die Speiseeisfabrik und die Molkerei.

Bei meiner Rückkehr war die Autoreparatur noch nicht fertig. So ging ich noch einmal fort und besuchte das Schlachthaus, wo Rinder und Schweine am laufenden Band verarbeitet werden.

Als ich, allerdings eine Stunde später als vereinbart, wiederkam, hatten sich meine Freunde aus dem Staube gemacht, unter Zurücklassung meines Koffers. Da stand ich denn mit einem Handkoffer, der Mühe meines Mitfahrers, mit 35 Dollar und einem dummen Gesicht in Sioux Falls im Herzen des großen Amerika!

Im Zuge das Auto zu überholen, war unmöglich, da nur zwei Büge täglich fahren, im Flugzeug war es zu teuer. Diese Reisegelegenheit war ich also endgültig los. Es blieb mir die Möglichkeit, ein Auto zu kaufen oder zu „bömmen“ (sich von fremden Autos auf der Landstraße mitnehmen lassen). Ich wandte mich an die Garagenleute. Sie berieten mich ausführlich über den Weg, die Kosten, Bergwerke, Weizenpreise, Präsidentenwahl, Deutschlands Zukunft und

noch wesentlich mehr. Nachmittags griff mich das erste Auto außerhalb Siour Falls auf; und abends um einhalb zehn war ich durch den halben Staat South Dakota gebömmelt.

Hier war die Hitze gewaltig. Je weiter man nach Westen kommt, desto trockener wird das Land. Hinter Siour Falls hören die Bäume gänzlich auf. Baumlos, endlos eben, golden von Weizen und Gerste, in sengender Hitze liegt das Land — vor uns — hinter uns — rings in unbegrenzter Weite. Noch gedeihen Weizen, Mais und Gerste, aber Ackerbau ist hier ein Glücksspiel mit der erbarmungslosen Dürre und mit dem Absatz nach Europa. Die Farmen sind nicht mehr so reich und stolz wie in Iowa und Illinois. Sie liegen meilenweit auseinander und Hunderte von Kilometern von jeder größeren Stadt entfernt. Dies Land ist ein Geschenk des Autos, denn für ein engeres Eisenbahnnetz ist es noch zu dünn besiedelt und zu arm. Hier im östlichen South Dakota lebt ein herrlicher Menschenschlag: die Bevölkerung ist fast rein skandinavisches und norddeutsches. Dies Gebiet ist das jüngst besiedelte und gehört zu den ausländerreichsten der Vereinigten Staaten.

Weiter westlich fällt das Land plötzlich ab zum Missouri, dem „By Muddy River“, der sich im verschlammten, jährlich sich verschiebenden Flußbett durch den Moränenschotter und Löss frist. Jenseits des Flusses beginnt die Prärie. Bebaute Felder werden selten, Herden von halbwilden Pferden weiden auf der dünnen Grassteppe und rennen im Galopp davon, wenn das Auto herankommt. Ab und zu sieht man Rindvieh in der erbarmungslosen Sonnenhitze. Immer dürre wird es, mit jeder Meile, die neben dem Auto zurückrast. Fremdartige, eigentümliche Zinnen tauchen in der blauen Ferne auf. Dann auf einmal ist man in Bad Lands, der Wüste oder Steppenwüste von South Dakota. Über die Ebene mit ihrer kargen Grasnarbe und dem harten, staubigen Boden ragen kahle, weißrot gestreifte Sandsteinhügel, vom Regen zernagt. Hier und da in der Ferne taucht eine Nase mit Pappeln oder niedrigen Weiden auf, dort eine Ranch, Hütten und Katen der Indianer; wir sind in der Indianerreservation.

Gold!

Ich stand an der Grenze zum Westen, dem noch immer wilden, reichen, erst halb entdeckten Westen. Noch ein Drittel Amerika lag vor mir, ehe sich die Berge zum Pazifik senken. Was birgt es? Hochgebirge, Prärie und Wüste, wilde, unregulierte Flüsse und der Ausbeutung harrende Wasserkraft, reiche Bodenschätze: Kohle, Kupfer, Gold, Blei, Zink und Öl und — die Nationalparks, deren Schönheiten und Merkwürdigkeiten, auf engem Raume zusammengedrängt, alljährlich Zehntausende von Menschen aus dem Osten herbeilocken. Der Westen hat noch das schlummernde Romantische, seine Menschen haben noch etwas vom abenteuernden Entdecker und Pionier.

Am nächsten Tage ging's in die großartigen Black Hills, die wie eine einzelne Gebirgsinsel vor den Rockies aus der unermesslichen Ebene aufragen und über 2000 Meter Höhe erreichen. Hier sah ich die ersten Goldgruben. Gold, Gold! Das sollte das erste sein, was ich vom wilden Westen sah, und hier blieb ich, um auch meine Taschen mit Gold zu füllen.

In den Black Hills wurde 1876 zum erstenmal Gold gefunden, und zwar wurde es aus dem Sand eines kleinen Baches ausgewaschen. Man kann noch hier und da die alten Blockhütten der ersten Goldrauschtage sehen, die Göpelmühlen mit dem Sandstein, der von einem Pferd um eine Achse gedreht wurde und so den darunterliegenden Goldsand mahlte. Der wurde dann in Waschbecken geschüttet, wo sich das schwere Gold am Boden absetzte.

Damals war das Gold noch frei, und Tausende von kleinen Bergleuten, Unternehmern, Prospektoren, Geologen und

Goldschmieden lebten selbständig davon. Sie zogen einen Troß von Kaufleuten, Händlern, Handwerkern und Weibern nach sich und besiedelten dies Land. Später kam die Homestead, die mächtige Gesellschaft, kaufte alles auf und verbannte die alte Poesie. Heute ist die ganze Goldzone der Black Hills ihr Eigentum und wird nur von ihr allein ausgebeutet.

In Lead arbeitete ich drei Wochen in den Homestead-Goldminen, die sich die größten der Welt nennen. Schipp, schipp, hurra! Ich werde mir den Weg nach dem Yellowstonepark schon schippen!

Es war schwere Arbeit als Schlepper. Das Erz war hart wie Stahl und ungewöhnlich schwer. Beim Zerschlagen klang es hell wie ein Umboß. Mein Vorgänger war gesungen, weil er das Gedinge nicht geschafft hatte. So mußte ich mich dazuhalten. Und hier war ich nicht wohlbehüteter und weise geleiteter Bergbaubesessener wie in Deutschland, sondern einfach Kumpel Bergmann, einer dieser Ausländer, denen man alles zehnmal sagen muß und die es doch noch nicht verstehen.

Die gewaltigen Anlagen, die ich in meiner Freizeit studierte, begeisterten mich geradezu, und das heiße, schnelle Leben der Bergwerkstadt, wo das Gold aus der Grube nur so dahinfloß für Spiel, Tanz und Autos, goß mir Tempo in die Adern. Gold — welch eine Romantik!

Auf der Mainstreet geht man nicht verloren. Da kennt einen jeder. Stolz paradiert man im Wagen eines anderen die Straße entlang: „Hallo, Bill! Hallo, Tom!“ In Lead ist alles Tom und Bill. Man plaudert mit jedem; man setzt sich bei irgend jemandem dazu und erzählt oder lauscht den Lebensgeschichten alter Bergleute und wandernder Gesellen aus aller Herren Ländern. Man grüßt jeden, hat ein Wort für jeden, man ist der „good fellow“. Jovial lächelnd, fröhlich umarmt man die Welt als Bruder: wir sind doch alle gleich! Wer fragt nach dem Woher und Wohin? Die meisten sprechen ein schauerliches Englisch, die meisten sind hier nur so „auf der Durchreise“. Man macht Geld, man verschleudert Geld, man fährt Auto, man wandert in die weite Welt, man sucht sein Glück.

Ich genoß die schöne Landschaft, Sonne, Berge und die herrlichen Wälder, Schluchten und Wildbäche. Im übrigen verdunstete der Reiz des Neuen und der riesigen Industrieanlagen reichlich schnell in der Atmosphäre der selbstzufriedenen, engen und tödlichen Langeweile der gottvergessenen Kleinstadt mit ihrem jovialen Hallo und der aufgetünchten, weltumarmenden Allerweltsjugend.

Nach drei Wochen hatte ich gutes Geld verdient und gut gespart. Was ich hier über Bergbau, Aufbereitung und Schmelzen wissen wollte, hatte ich gelernt. Es wurde Zeit, daß ich weiterzog. So sollte das Tradition werden für das nächste Jahr: Reisen und die schöne Welt genießen, Industrie und Bergwerke sehen, die mein Lebenselement sind, und in ihnen arbeiten, um sie kennenzulernen und um Geld zu verdienen fürs Weiterreisen! Menschen, Arbeit und Probleme einer anderen Welt begreifen, um daran den Blick zu weiten und die Fragen der Heimat zu verstehen — gibt es etwas Schöneres für die Wanderschaft?

Das Wunderauto.

Mein nächstes Ziel war der große Kupfercamp Butte und der Schmelzer Anaconda im Staate Montana, im Nordteil der Rockies. Sollte ich bömmen? Sollte ich die Bahn nehmen oder den Überlandautobus, der billiger war?

Eines Tages bummelte ich über die Mainstreet und holte Grüße aus der Heimat auf der Post ab. Saßen da zwei Kumpels, braungebrannt wie die Neger und in etwas verwitterter Arbeitsluft, auf der Steintreppe und plaudern —

auf deutsch. Es ist nun nicht sonderlich aufregend, in Amerika Deutsch sprechen zu hören, aber der eine Bursche sah so vergnügt und unternehmend aus, daß er mir gefiel, und siehe, ich entdeckte eine breite Schmarre quer über die eine Backe. Es gab keine langen Zeremonien: für die nächsten Wochen waren Walter und ich treue Kameraden, zusammen wollten wir westwärts ziehen.

Dr. Walter A., alter Herr einer verehrlichen Turnerschaft, hatte sein väterliches Rittergut verlassen, um sich dem Beruf des Reichwerdens zu widmen. Zu diesem Zwecke ließ er sich vom Vater 4000 Mark geben, mit denen er nach Amerika reiste und sich eine Hühnerfarm im Süden kaufte. Er wollte in zwei bis drei Jahren etwa 20 000 Mark verdienen, um sich eine Weltreise leisten zu können. Statt dessen gab er nach einem halben Jahr das Geschäft auf, verkaufte die Farm und legte den freigewordenen Betrag in einem noblen Auto an. Mit dem trat er seine Reise an — wenn auch nicht um die Welt, so doch ein Stück durch USA. Das Reisegeld ging aus, und das Auto wurde verkauft. Vom größeren Teil des Erlöses lebte Walter, vom geringeren Teil, und zwar für 25 Dollar, kaufte er sich einen Ford, und was für einen! Er war nicht elegant, er hatte keine Kotflügel mehr, er war überhaupt nur noch ein Motor auf vier fadenscheinig bereiften Rädern, aber er war immer noch ein Fortbewegungsinstrument. Den Motor benutzte Walter zum Fahren, und auf das Gestell montierte er eine längliche Kiste. Tagsüber diente sie als Führersitz im vorderen und als Gepäckständer im hinteren Teil, nachts aber, gleich einem Schäferkarren, als Schlafzimmer. Nun handelte es sich nur noch darum, Nahrung für Mensch und Motor zu erwerben. Zu diesem Behuf arbeitete Walter ab und zu. Auf solche Weise war er durch das tropisch heiße Florida, durch das dürre Texas und den dschungelartig umwachsenen Mississippi hinauf nordwärts gefahren; so landete er in Lead. Dort war wieder eine Arbeitsetappe, während der er mit Mexikanern, Negern und Halbweißen die Steppe aufbuddelte und Rohrleitungen für eine 1000 Kilometer lange Petroleumleitung von Ostimontana nach Kansas City legte.

So fanden wir beiden uns und beschloßen, zusammen zu globetrotten. Nun hätte man ja das Gespenst von Auto zu einem Superauto ausbauen können, das auch für mich noch Platz bot — das Auto wäre dazu fabelhaft geeignet gewesen! Es war überhaupt ein Wunderauto — bloß fuhr es nicht mehr: das ganze Motorgehäuse war nämlich gesprungen, vermutlich durch Nachgießen kalten Kühlwassers auf den heißgelaufenen Motor. Es war also zu nichts mehr gut als für den Schrottplatz. Infolgedessen lackierten wir es funkelneue; wir untersuchten die für jede amerikanische Stadt typischen Autofriedhöfe und fanden Schutzbleche, ein richtig aufklappbares Verdeck und ein Auspuffrohr; all das wurde kunstgerecht aufmontiert, kurz, wir machten ein „neues“ Auto. Der Riß im Motorengehäuse — nun ja, den verkleisterten wir mit Hauf und Graphit. Ich hatte hier einen jungen Tschechen kennengelernt, einen pfliffigen Kerl, der unglaublich viel von der Welt gesehen hatte und die spannendsten Wildwestgeschichten erzählen konnte. Der fand einen Mann, der sich's in den Kopf gesetzt hatte, noch selbigen Tages ein neues Auto zu besitzen, und dem unser neuer Lack imponierte. Gegen 5 Dollar Provision verkaufte der Tscheche unseren Wagen für 35 Dollar an diesen Narren. 25 Dollar hatte er Walter gekostet, 30 Dollar bekam er jetzt dafür, nachdem er 8000 Kilometer damit gefahren war — wahrlich, eine gute Kapitalanlage!

Wir verschwanden baldmöglichst aus Lead — so klug waren wir. Walter kaufte von dem Erlös seiner „Arbeit“ ein gebrauchtes Motorrad; ich liebäugelte mit dem Gedanken, es später vielleicht nach Europa mitzunehmen. Das sollte nun freilich anders kommen!

„Können Sie reiten?“

Am 18. August verließen wir Lead. Unser Ziel war der Yellowstonepark. Wir hatten das Motorrad erst einen Tag zuvor gekauft und weder eingefahren noch überholt. Das sollte sich rächen. Wir hatten dauernd Pannen und waren ständig in Spannung: geht es noch — geht es noch? In diesem Land ist es eine besondere Freude, wenn man eine Panne hat: im menschenleeren Raum ist man völlig auf sich allein angewiesen, und wenn man gar einen Ersatzteil braucht, kann es Tage kosten, ihn aus einer fernen Stadt herbeizuschaffen.

Wir hatten genug Pech! Einmal lag es an der Bündung, dann war die Kette gerissen, dann der Reifen geplatzt. Und diese Wege! Einfach die Prärie schnurgerade ostwestwärts aufgerissen, das ist eine Straße in Wyoming. Tageslang ging es so über die endlose, trostlose, glühend heiße Ebene. Eines Abends tauchte eine Gata Morana auf: im glostenden Nebel über der sonnenversengten Prärie zitterte als blasser Silhouette eine Bergsäule, ganz zart, nur in den Spitzen sichtbar. Weißer Schnee, schwarze Wälder, wilde Gipfel! Ein Etwas, ein Ende im Endlos! Blutrot, müde von ihrem langen Tageslauf, sank die Sonne über der Prärie. Dann verglomm das Licht. Die ersten Sterne kamen auf, dann der weiße, silberne Mond. Wir schliefen die Nacht unter den Sternen, soweit wir überhaupt in der Kälte nach einem heißen Tage schlafen konnten. Unser Reisen war geplatzt.

Am nächsten Tage wurde geflickt, und weiter ging's — aber nicht lange. Auf einmal sagte der Reifen „pang!“ und war hin für immer. Da saßen wir denn im Raktus! Fünf Tage mußten wir warten, bis wir einen neuen Reifen aus Denver (Colorado), etwa 800 Kilometer entfernt, bekommen konnten. Und er kostete mehr Geld, als wir besaßen.

Während Walter trüben Auges die Ruine von Motorrad in Augenschein nahm und alles reparierte, was noch außer dem Reifen bedürftig schien, ging ich im nächsten Städtchen Arbeit suchen. Ich stellte unser Licht nicht unter den Scheffel. Als Zimmermann, Maurer, Monteur, Chauffeur, Kutscher pries ich uns an — überall jahrelange Praxis! Bei Farmarbeit sei am meisten zu verdienen. Also auf die Farm im Anblick der Berge!

Ich sollte Truthühner hüten, die in Montana in Tausenderherden gehalten werden. Sie sind das beliebte amerikanische Weihnachtsgericht. Da sie trockenes Steppenklima brauchen, sind sie zur Zucht in den Prärien des Westens vorzüglich geeignet. Man hütet sie vom Pferde aus, und es ist oft mühsame Arbeit, die ständig auseinanderlaufenden Tiere beisammenzuhalten und sie vor Raubtieren zu schützen.

„Können Sie reiten?“ fragte mich der Farmer. „Natürlich“, gab ich zur Antwort, hatte ich mich doch eben meiner mehrjährigen Erfahrung als Farmgehilfe gerühmt. — O weh! Wenn ich doch nur geahnt hätte, wie man auf so ein Pferd hinaufkommt! Saß ich erst einmal oben, dann wollte ich schon sitzenbleiben. Glücklicherweise stieg der Farmer zuerst auf, da sah ich ja, wie man's macht. Und nachher hatte ich tagelang Zeit, mich in der unbewachten Prärie zu üben. So farmten wir eine Woche.

Im Yellowstonepark.

Langsam kommen wir den Bergen näher, das Land der Endlosigkeit hört auf. Wir erreichen einen Fluß mit rotweiß gestreiften Felsbänken, wir sehen wieder Bäume, und die zackigen Gipfel im Norden nehmen Gestalt an. Wald löst die Prärie ab, Wald mit Bächen und Wiesen, mit Wasser und Leben.

Am Abend waren wir im Hochgebirge. Ich stand an einem Bergsee und schaute zu den Gipfeln hinauf, die feuerrot erglühnten. Das Wasser spiegelte dies Gemälde und rahmte es ein in schwarzen schweigenden Wald und in den Frieden eines solchen Bergtales. Ich war wieder in einem Lande, wo man sich wünschen konnte: Hier willst du bleiben!

Noch am Abend ging es zum Paß hinauf; da riß unsere Kette. Während wir flickten, verlor sich über der Schlucht, dem weiten Waldtal, den fernen Schneebergen das letzte Abendrot, und Nacht sank über das Land. Aber bald stieg ein gütiger Silbermond auf; so fuhren wir weiter, während ein grüner Frost binnen Minuten, so schien es uns, die Tageswärme ablöste. Jenseits des Passes ging es in halbrecherischer Fahrt die Kurven hinab: Taschenlampe zur Hilfsbeleuchtung, jeder Nerv gespannt, die Finger halb erfroren. Zwölf Kilometer schienen endlos. Um einhalb zwölf Uhr erreichten wir die ersehnte Jagdhütte an einem wenig benutzten Zugang zum Yellowstonepark.

Über ein welliges Fichtenbergland ging es zum Yellowstonesee. Plötzlich öffnete sich der Wald, und wir sahen hinaus auf das weite, silbrig blaue Wasser. Die Berge jenseits lagen vergoldet von der sinkenden Abendsonne, die sich im See spiegelte. Er liegt in einem mächtigen, flachen Kessel, dessen Geiser die letzten Zeichen eines längst erloschenen Vulkans sind. Am Ufer stieg Dampf von den heißen Quellen auf. Hundert Blautöpfe wie in Blaubereuten, aber heiß, kochen und gurgeln, brodeln und dampfen hier. Ein kleiner Geiser ging gerade los und sandte fünf Minuten lang einen Strahl schäumendes, gischendes Wasser ein paar Meter hoch in die Luft; der Dampf verlor sich im Himmelsblau des herrlichen Gebirgsabends. Andere Geiser springen bis zu fünfzig Meter hoch, einige stündlich, andere nur alle vierzehn Tage.

Dann sahen wir Schlammgeiser, in denen das Wasser Schlamm gelöst hat, rosa, braunen, gelben oder grünen, der als zäher Brei kocht, Blasen schlägt und aufspritzt, ein eigenartiges Bild. Ein Geiser liegt direkt im See. Er hat eine Röhre um sich gebaut, die gerade über den Wasserspiegel reicht. Der Boden ringsum ist versintert, die Fichten sind von dem heißen Wasser und den Schwefeldämpfen abgestorben. Die zarten Kalksinterungen dieser natürlichen Wasserterrassen sind phantastisch wie Wunder aus orientalischen Märchen.

Der Yellowstonepark ist überhaupt ein Märchenland. Es ist, als ob der Schöpfer hier allerlei Seltsamkeiten zusammengetragen habe, und wenn man erst von ihrem Zauber umfungen ist, nimmt man sie so selbstverständlich hin wie die Erlebnisse im Märchen oder im Traum, ohne sich über Ursachen und natürliche Zusammenhänge Rechenschaft zu geben. Durch die berühmte Aht, das einzige Wegesystem in dem Park, der etwas größer ist als Hessen, sind seine Sehenswürdigkeiten sehr geschickt miteinander verbunden: Schlammgeiser, Geiser, die aus Grotten hervorsicheln wie der Odem von Drachen, Wasserfälle, Naturbrücken, ein versteinerter Wald, der Gran Cañon.

Dieser ist eine wilde Schlucht in braunrotgelbem Farbenspiel mit dunklem Wald ringsum und mit tiefgrünem Wasser. Der Yellowstonefluß bildet hier einen mächtigen Wasserfall, der wie ein weißer Altar in der fargen Felsenapsis wirkt.

Aber der Cañon ist nicht eine Landschaft, er ist ein Bild, ein alleinistehendes Naturwunder, eine schöne Sehenswürdigkeit, geschaffen, um das amerikanische Volk zu beglücken.

Ven baut eine Autostraße.

Leider hatten wir Gile, weiterzukommen: das Geld ging aus. So fuhren wir schon nach zwei Tagen nordwärts aus dem Park hinaus. Der Reitwagen hing nur noch an einem Haar, ich mußte mich fast dauernd an das Motorrad heranziehen. Umkippen auf solcher Gebirgsstraße ist gefährlich.

Pang! Da platzte der neue Hinterradreifen! Und wir hatten gehofft, Butte noch am selben Tage zu erreichen. Beim Flicken bot uns ein Vorüberfahrender seine Hilfe an, und wir kamen ins Gespräch. — „Deutsche Studenten?“ Er war begeistert. Hindenburg, Berlin, der Zeppelin! Wir sollten mit ihm arbeiten, er wolle uns deutschen Studenten

helfen, er wisse, wie das sei, reisen und kein Geld! Also fünf Dollar und keine Abzüge! So arbeiteten wir ganz unversehens für Ven Rock an einer neuen Autostraße am Ausgang des Yellowstoneparks. Wir legten Kanalaröhren fürs Regenwasser.

Ven war zweiundzwanzig Jahre alt, Sohn eines Trappers, frischfröhlich und sorglos, tüchtig und ganz aufs Praktische eingestellt, von keiner Geistigkeit oder seelischen Problemen beschwert, rau und zäh, ein Westerner im besten Sinne. Er war früher zur Technischen Hochschule gegangen und wollte auch vielleicht mal wieder hingehen. Und er hatte Pläne für Argentinien und für Indien.

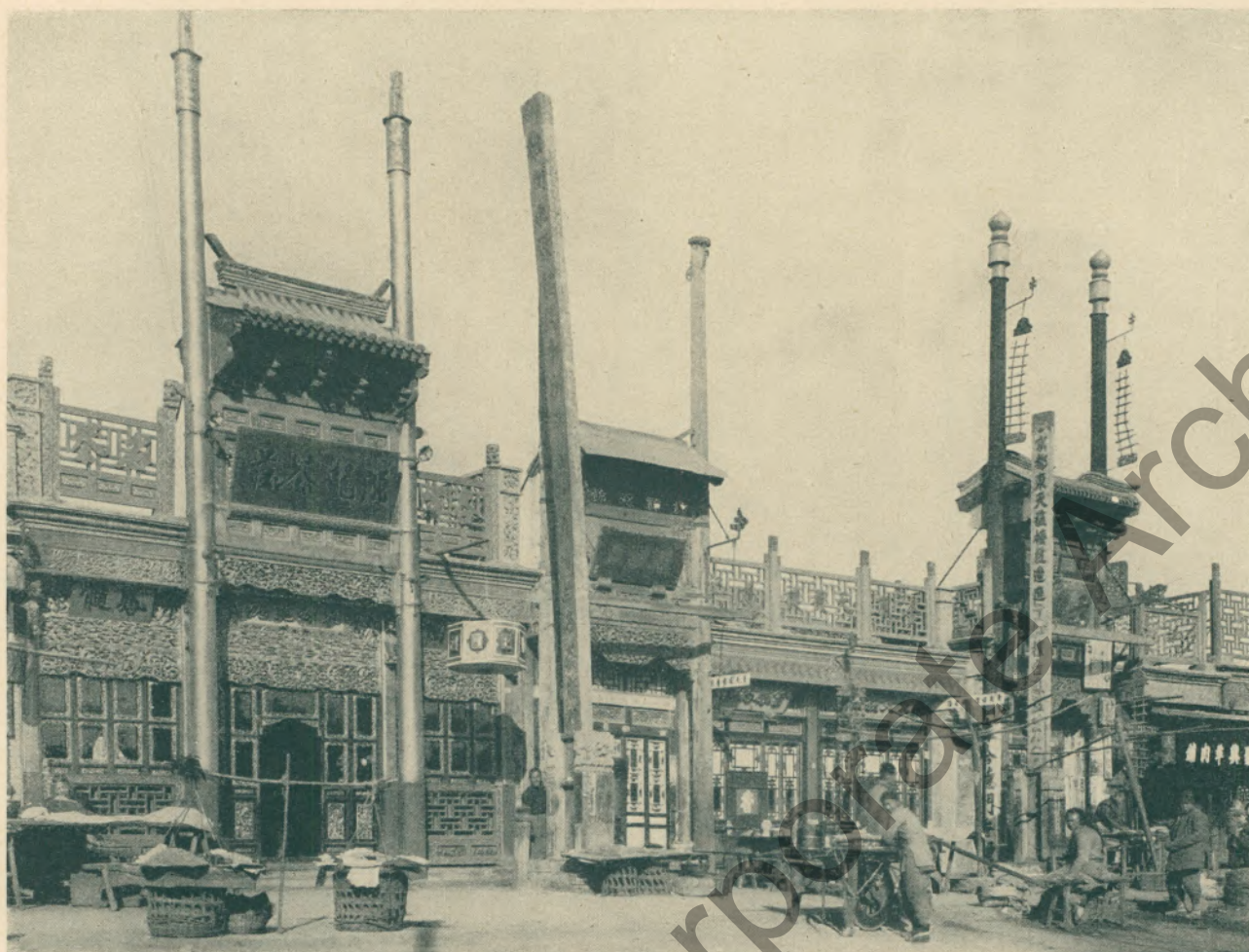
Für diese Röhren hatte er einen ganz selbständigen Vertrag auf eigenes Risiko, das gar nicht gering war. Und so fuhr dieser unerfahrene grüne Junge im Auto umher, ordnete die Arbeit an, kaufte Material ein, stellte Leute ein, zahlte Löhne nach seinem Ermessen und schaltete völlig frei mit recht großer Verantwortung. Hier im wilden Westen braucht man Menschen, Arbeitskräfte, da wird nicht lange nach Zeugnis und Examen gefragt. Wer mit gesundem Verstand und Tüchtigkeit an eine Aufgabe herangeht, wird sie schon schaffen und wird dabei auch verdienen; wenn diese Gaben fehlen, der soll sehen, wo er bleibt.

Und der Auftraggeber? Freilich, der fällt auch oft genug herein. Aber wie könnte er anders handeln hier in der Wildnis, wo es immer an geschulten Arbeitskräften fehlt? Man muß sich vor Augen halten, daß die weitaus meisten der Weststaaten weniger als fünf Einwohner auf den Quadratkilometer haben. Im ganzen fährt der Auftraggeber bei dieser Arbeitsmethode nicht schlecht, denn die Verdienstspanne ist in dem halberschlossenen Lande noch groß, die staatlichen Vorschriften für Bauarbeiten und dergleichen lassen weiten Spielraum, und die Menschen, die hier arbeiten, sind Pioniere in der Wildnis, an Selbständigkeit und Selbstherrlichkeit gewöhnt.

Nach acht Tagen trieb es uns weiter. Ich bin Bergmann und nicht irgendein Gelegenheitsarbeiter, und so wollte ich möglichst in Gruben und Bergwerksanlagen mein Brot verdienen. Walter zog es heimwärts. So trennten wir uns, nachdem der Abschied mit einer prächtigen Bergtour auf den Electric Peak gefeiert war; Walter nahm Grüße für die Heimat mit.

Ich setzte mich aufs Motorrad, fast ohne jede Ahnung vom Fahren, denn bei den vielen Pannen hatte ich mich seither nie darin versucht, um nicht noch mehr Unheil anzurichten. Nun war es ein eisernes Muß, zu lernen, und es ging. Abends flimmerte es mir vor den Augen: rechts ein Graben, links ein Graben, in der Mitte ein langes, zitterndes weißes Band. Flatterte es zuweilen im Winde — oder fuhr ich im Zickzack? Einmal konnte ich in Staub und Schotter meinen Renner nicht zähmen und stürzte in ziemlicher Fahrt. Die leicht beschädigten Glieder wären nicht so schlimm gewesen, aber der Starter war verbogen. Ich quälte mich lange, aber vergeblich in der Finsternis, ihn in Ordnung zu bringen. Schließlich legte ich die Maschine an den Straßenrand, warf ein paar mächtige Äste darüber, damit mir niemand Teile abmontierte, was in solcher Einsamkeit sehr beliebt ist, und ließ mich von einem alten Ford zur nächsten Farm mitnehmen. In dieser Nacht träumte mir von fliegenden Bäumen und wirbelndem Staub, und unter mir wurde rastlos die Landstraße weggezogen. Ich mußte rennen, immer schneller, immer schneller, um nicht in den Strudel hinter mir gezogen zu werden. Schließlich erreichte er mich doch mit Dröhnen und Krachen: da wachte ich auf. Im Nebenzimmer rasselte ein Becker, und der Spuk war verschwunden.

Am anderen Tage überquerte ich die Wasserscheide zwischen Atlantischem und Stilleem Ozean. (Fortsetzung folgt.)



Eine Handwerker- und Verkaufstraße in Peking.

Lichtbilder: Anton Lübke.

Das Handwerk in Asien.

Von Anton Lübke.

I. Chinesische Handwerkskunst.

Was in anderen Ländern langsam, folgerichtig und in naturgemäßer Entwicklung heranreift: die Formwerdung der Maschine und der Technik, gestaltete sich in Asien binnen wenigen Jahrzehnten. Trotzdem kann man aber in asiatischen Ländern von einer Durchdringung durch die Technik und die Maschine noch nicht sprechen. Zwar haben Traktor, elektrisches Licht, Auto, Flugzeug, Dampfschiffahrt einen großen Teil des riesenhaften Kontinentes in den letzten Jahren erobert, aber die breite Masse der Völker blieb von dieser Entwicklung unberührt. Selbst in den großen Hafenstädten hat die Rikscha, das bekannte zweirädrige Straßengefährt, neben dem Auto immer noch Daseinsberechtigung; der alte Holzpflug, durch menschliche oder tierische Kraft in Bewegung gesetzt, findet neben dem Dampftraktor noch in demselben Maße Verwendung wie vor Tausenden von Jahren, und die Verfertigung vieler täglicher Gebrauchsgegenstände vollzieht sich noch immer auf rein handwerklicher Grundlage mit primitiven Werkzeugen.

In besonderem Maße kann man dieses von China sagen. Zwar haben die Technik und der rasende Verkehr von vielen großen Hafenstädten, beispielsweise Schanghai, voll und ganz Besitz ergriffen; aber wer in diesen Städten auf Entdeckungsfahrten geht, wird auf allen seinen Wegen dem alten Handwerk noch begegnen, das sich heute in derselben Prägung noch

zeigt wie in alter Zeit. Das chinesische Volk, ein altes seßhaftes Bauernvolk, verstand es durch all die Jahrtausende seiner interessanten Geschichte, die handwerklichen Fertigkeiten zu pflegen und sie auf alle Gebiete des Lebens auszudehnen.

Man sieht es schon in der chinesischen Schrift, jenes in Bilderzeichen sich äußernde alte Verständigungsmittel des chinesischen Kulturkreises, wie der Chineser in den kulturellen Urfanfängen seinen Sinn darauf richtete, alles, was an praktischen Dingen seine Umwelt umgab, durch die Bilderschrift wiederzugeben. In ausgeprägtem Maße sieht man hier die Funktionen des Menschen, der Natur, aber auch des Kosmos. Die verschiedensten Gebrauchsgegenstände der Agrarwirtschaft und des Handwerkes, aber auch die Bewegungen von Sonne, Mond und Erde werden in der Bilderschrift versinnbildlicht und dadurch zu einem sinnfälligen Verständigungsmittel.

In dieser Folgerichtigkeit schufen die Chinesen durch die lange Zeit ihrer Geschichte Wunderwerke der Baukunst, Malerei und Plastik. Erinnert sei nur an die Große Mauer, welche durch den Zeitgenossen Hannibals, den Kaiser Ts'in Schi Huang Ti etwa 200 v. Chr. errichtet wurde, von der die Astronomen sagen, daß, wenn auf dem Mars Menschen wohnten, die mit denselben optischen Instrumenten ausgestattet wären wie die Erdbewohner, die Große Mauer als einziges Bauwerk auf der Erde gesehen werden könnte. Erinnert sei ferner an den chinesischen Kaiserkanal und die großen Deiche, welche der für das Land so notwendigen Wasserwirt-



Chinesische Maurer
bauen einen Teil des
Daches für die neue
Staatsbibliothek in
Peking, die nach den
Plänen eines deutschen
Architekten errichtet
wird.

schaft dienten. Chinesen erfanden in uralten Zeiten die edelsten Werkzeuge des Menschengeschlechtes, den Pflug, den Kompaß, die Sonnenuhr, den Schreibpinsel, und machten sich zuerst Papier, Tusche, Heilkräuter, Lack, Schießpulver und vieles andere dienstbar.

Lange vor unserer Zeitrechnung verfertigten die Chinesen schon zahlreiche Musikinstrumente, sie kannten die Kunst des Glockengießens und der Bronzeverarbeitung. Zahlreiche Riesenglocken und die merkwürdigen Formen der Musikinstrumente, verfertigt aus allem möglichen Material, lassen darauf schließen, daß ihre Formen auf eine lange Entwicklung zurückblicken können. Wir verehren Gutenberg als den Erfinder der Buchdruckerkunst, während in China schon im Jahre 1050 n. Chr., nachdem lange vorher schon von Holz- und Tonplatten gedruckt worden war, der Schmied Pi-heng die ersten beweglichen Buchstaben aus leicht schmelzbarem Metall herstellte. Ohne Papier wäre aber der Buchdruck auch in China nicht möglich gewesen. Auch in der Herstellung des Papiers waren die Chinesen die ersten. Allein durch das gesprochene Wort hätten die Buddhisten ihre missionierende Wirksamkeit von Indien aus im ganzen asiatischen Kontinent nicht verbreiten können. Dazu kam ihnen das geschriebene und gedruckte Wort zu Hilfe. Schon im zweiten Jahrhundert v. Chr. erfand China das Seidenpapier, und im Jahre 105 n. Chr. entdeckte der Staatsmann Tsai-lun die Herstellung des Schreibpapiers aus Pflanzenstoffen. In Peking fand ich noch eine solch alte Papierfabrikation im Kloster zu den blauen Wolken. Aber auch eine Zeitung hatte China schon um die Mitte des achten Jahrhunderts. Es war die King-Pao, eine reine Regierungszeitung, die von Holzplatten gedruckt wurde und erst im Jahre 1925 einging. Chinesen waren große Philosophen, Dichter, Musiker, Schriftsteller und Astronomen, sie schrieben tausende Bände voll von allem Wissen über die diesseitige und jenseitige Welt, von der Bewegung im Kosmos und den Geheimnissen der Sternennwelt. In allem äußert sich der erdgebundene chinesische Kulturkreis, der sich durch einige Jahrtausende hindurch in höflichem Zeremoniell, in der Traditionslehre des Konfuzius, der Vereinerung und Askese Buddhas und dem demokratischen Laotseus äußerte.

Aber nicht nur allein dieses war grundlegend für die Er-

haltung handwerklicher Betätigung. Dem chinesischen Gesellschaftsleben alter Prägung war der Individualcharakter des Einzelmenschen bis in die neueste Zeit fremd. Das alte chinesische Staatswesen baute sich auf der Kollektivfamilie auf, aus der sich China trotz Niedergang und Degeneration ständig erneuern und verjüngen konnte. Nicht der Einzelmensch war maßgebend, sondern die Familie, in welcher der Staat begründet lag. Der Staat mit seinem ganzen Einfluß stellte sich im alten China hinter den patriarchalischen Aufbau der Großfamilie. Aus diesen Familienkollektiven erwuchsen schon im alten China die beruflichen Interessenverbände, deren Organisationsgrundlage ähnlich war wie die der indischen Kasten. In den chinesischen Dorfgemeinschaften spielten die Interessenverbände der Namensvettern, also derjenigen, welche auf gemeinsame Ahnen zurückblicken können, eine große Rolle; sie halfen sich, beispielsweise bei Räuberüberfällen und dergleichen, gegenseitig. Von jeher bestanden daher auch in China Vereinigungen von Handwerkern, Kaufleuten, Händlern und Bauern, die, ähnlich wie unsere mittelalterlichen Gilden, ihre Aufgabe darin sahen, sich gegenseitig wirtschaftlich und sozial zu unterstützen. Für alle gewerblichen Stände gab es Gilden, Gesellenvereine, Zunftvorschriften und Vorschriften für die Beschäftigung von Lehrlingen usw. Diese Interessenverbände hatten eine große Macht und üben diese auch noch im neuen China, wenn auch in anderer Verfassung, aus. Welche Wirksamkeit diese handwerklichen gewerblichen Verbände haben, ist des öfteren in China durch den Boykott fremdländischer Waren hervorgetreten.

Durchwandert man die chinesischen Städte, etwa Schanghai oder Peking, wird man auf Schritt und Tritt den mannigfaltigen Erzeugnissen des chinesischen Handwerkes begegnen. Bis unter die Decke liegen sie neben den Produkten der Maschine in den großen, nach amerikanischem Muster eingerichteten Kaufhäusern in der Nanking Road in Schanghai, der großen Handelsmetropole. Hangchow sendet seine handgemachten Garne, Strümpfe, Fächer und Seifen, Kaschin, in der Nähe von Hangchow, seine schönen aus Messing und Kupfer getriebenen Vasen, Becher und Leuchter. In bunten Farben leuchten unter den Auslagen handgemachte Hüte aus Ningpo, das berühmt ist wegen seiner Industrie, die aus einer aufgeweichten Schilfsart Garne spinnt und daraus Hüte her-

Das Handwerk
der Sargträger ist in
China ein sehr wich-
tiger und — geschätzter
Beruf.



stellt, die in alle Welt versandt werden. Chekiang fabriziert Matten und Dspapiere, Sunkai und Kapi alte schöne Porzellane und Keramiken. Besonders in den Eingeborenensstädten trifft man in den großen Porzellanläden die berühmten schokoladenfarbigen Töpfe und Tassen aus Namchow, das einst auch den kaiserlichen Hof belieferte. Prachtvolle handbemalte Erzeugnisse der Porzellan Kunst sendet Kiangsi in die Verkaufszentralen. Dort gibt es noch heute nicht weniger als 150 primitive Brennöfen, unter denen sich auch einst die kaiserlichen Brennöfen befanden, die im Taiping-Aufstand vernichtet wurden.

Allein 30 000 Menschen werden in China noch beschäftigt mit der Herstellung von Zerrstickereien aus Chinagrass, und zahlreiche Waisenkinder verdienen ihr Brot unter Anleitung von Missionaren durch Sticken, Häkeln und Herstellen von bunten Klebpostkarten aus zerschnittenen Briefmarken. In den chinesischen Luxusläden der großen Hafenstädte Hongkong, Singapur, Schanghai oder Tientsin liegen handgetriebene Zinnwaren, Leebüchsen, Zigarettenkästchen mit doppelten Deckeln und kunstvoll bemalte Elfenbeinfächer. Man kauft dort Glaswaren und Kupferwaren aus Namin, Feuerwerkskörper aus Lionchow, das davon allein jährlich 180 Tonnen herstellt, Haarneße aus Cheffo, Strohborten und Spitzen von gelber Seide aus Schantung. Prachtvoll sind die Erzeugnisse des Kunstgewerbes aus Kanton, von dem es in China heißt, daß von dort alles Neue kommt.

Ein Meister ist der Chinese in der Herstellung von Elfenbeinschnitzereien, die wahre Geduldswerke der Kunst sind. Noch immer werden aus flammeschem Hartholz prachtvoll geschnitzte Möbel hergestellt, die nach ihrer Verarbeitung eine schwarze Farbe annehmen und in keinem feinen chinesischen Hause fehlen. In den Juwelierläden liegen die berühmten chinesischen Schmuckstücke, Armbänder und Ringe aus Jade-stein in der Farbe zarten Apfelgrüns. Der Chinese schätzt diesen Stein höher als Gold und Edelsteine. Nur der Kenner wird hier unterscheiden können, was echt und falsch ist. Un-echter deutscher und sibirischer Jadeschmuck wird überall in Massen feilgehalten, aber er kann doch nicht konkurrieren mit dem echten Schmuck chinesischer Juwelierkunst.

Tausenderlei anderen Dingen hat sich die chinesische Handwerkskunst zugewandt. Einesteils sind es die Kopien alten Handwerksflores, andernteils Nachahmungen fremder Muster. Für billiges Geld kann man überall die bunten China-stickereien auf handgewebtem Leinen erwerben. Beliebt bei Fremden und Einheimischen ist der schöne Silberfiligranschmuck, der mit den blauen Federchen des Eisvogels garniert ist. Zahlreich sind die Erzeugnisse aus Silber, denn China ist ja auch heute noch das klassische Land des Silbers. Der Fremdenführer wird es nicht versäumen, in Peking den Fremden unmittelbar in die alten primitiven Handwerkstuben des Kunstgewerbes zu führen, wo der Handwerker mit den einfachsten Werkzeugen seine Erzeugnisse herstellt.

In Peking gibt es eine lange Straße, in der Geschäft neben Geschäft steht, welche diese wundervollen Erzeugnisse chinesischer Handwerkskunst anfertigen und verkaufen. Alles, was man in diesen Läden sieht, ist künstlerische Handarbeit. Auf den Glascheiben oder den mit Seide bespannten Rahmen der schwarzlackierten hölzernen Lampengestelle sieht man bunte gemalte Szenen aus dem chinesischen Volksleben. Diese Lampenkunst zeugt von einer liebevollen Sorgfalt der Chinesen für die Ausstattung ihrer Lichtspender, die so ganz anders sind als unsere kalt und nüchtern wirkenden modernen Beleuchtungskörper. Sicher sind die Modelle dieser Lampen schon viele tausend Jahre alt, aber sie sind noch so neu wie einst.

Aber nicht nur in der profanen Kunst äußert sich das chinesische Handwerk. Trotz Beeinflussung durch die neue Zeit ist der Opferkult in China noch lebendig, und insolgedessen werden auch all die Dinge noch angefertigt, welche dazu notwendig sind. Seelentafelchen, Opferpapier, Opfergeld, Räucherstäbchen, Ahnenscheine, Götterfiguren, die schweren hölzernen Särge, künstliche Blumen und Papierfiguren, die im Opferkult Verwendung finden, bieten dem chinesischen Handwerk reiche Betätigung. Mit der Herstellung von Opferpapier, einem vier-eckigen Stück Papier mit einem Stückchen Stanniol in der Mitte, beschäftigen sich beispielsweise allein 70 Firmen, und der Wert dieses anscheinend geringfügigen Erzeugnisses beträgt etwa 5 Millionen Mark jährlich.



Nanking aus
der Vogelschau.

Die Aufnahme ist
während der Über-
schwemmung im
Herbst 1931 gemacht.



Lichtbild: Luftvermessungsamt Nanking.

Nanking.

Von Dr. G. Hannack, Shanghai.

Es ist noch nicht lange her, wohl erst vier Jahre, da der Jangtsereisende an Nanking vorüberfuhr, ohne die Stadt betreten zu haben. Nanking war eine häßliche Stadt. Schon der Schiffsanlegeplatz machte auf den Europäer einen höchst üblen Eindruck. Die Lehmuferr waren eingestürzt, im flachen, stinkenden Wasser trieben Tierleichen, faules Obst und unglaublicher Unrat. Erbärmliches Bettlervolk belästigte die Reisenden in unverschämter Weise. Die Innenstadt? Eng, baufällig, über die Straßen schmutzig.

Heute kann man dem Jangtsereisenden nur den Rat geben, den Besuch Nankings nicht zu versäumen, denn es ist unter dem Regime Chiang Kai Cheks und seines Stabes so viel geändert, verbessert, verschönert worden, daß es unbedingt lohnt, sich Nanking, die Hauptstadt der Zentralregierung, gründlich anzusehen.

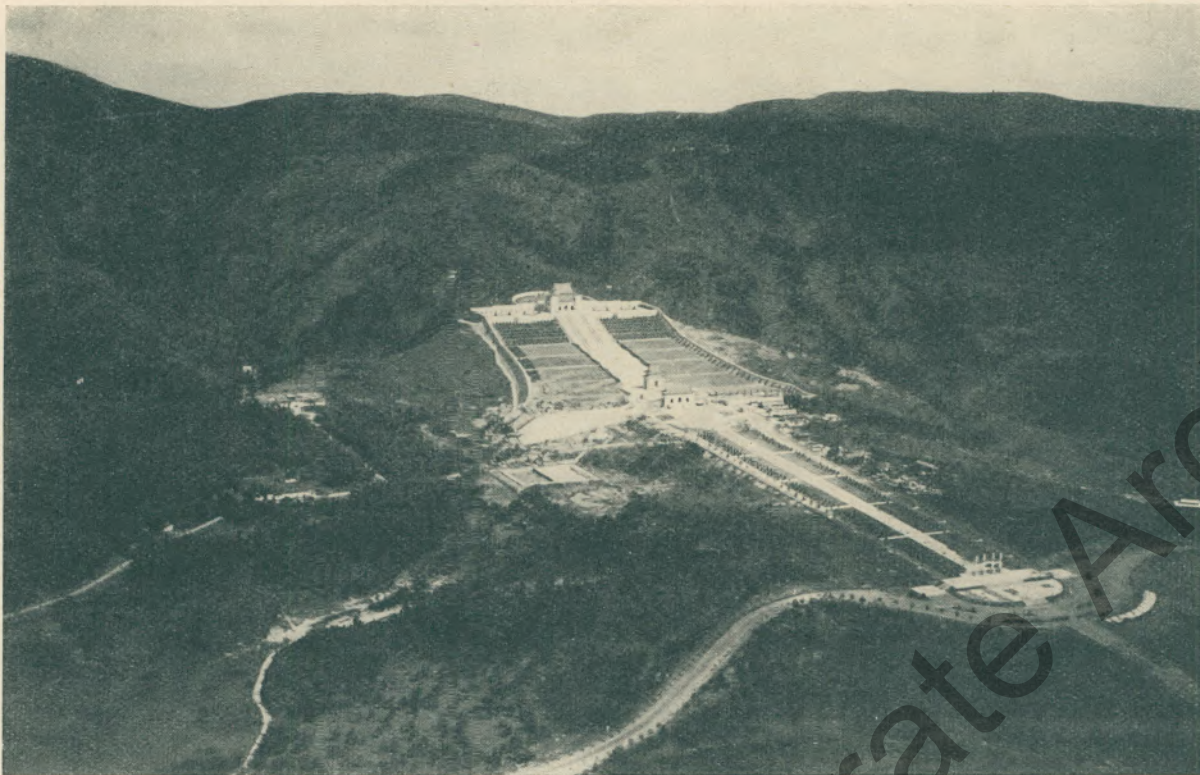
Es war für den Generalissimus bestimmt ein hartes Stück Arbeit, den Chinesen klarzumachen, daß Nanking es bitter nötig habe, sich als Regierungshauptstadt aus dem Größten herauszumachen und anderen Städten und Gemeinden zum Vorbild zu werden, zumal die vielen Weißen, die heute in hundertfältiger Absicht mit den verschiedenen Regierungsstellen in Nanking zu tun haben, den Eindruck von Ordnungsbestreben und Fortschritt in ihre Heimatländer mitnehmen sollten.

So verschwanden ganze Stadtviertel und Straßenzüge, in denen jahrhundertalter Schmutz lag und in denen armseligstes Volk träge und teilnahmslos am Leben hauste. Breite asphaltierte oder makadamisierte Straßen durchschneiden den ganzen Ort und führen weit hinaus ins Land. Luft, Licht fluten über freie Plätze in die Gassen und Häuser hinein, und wo es eben anging, züchtete man Rasen, Blumen, Büsche, Baumgruppen. Vor allem der Straßen- und Wegebau ist

als Werk erster Ordnung zu bezeichnen. Vor drei Jahren noch war es undenkbar, außerhalb von Nanking mit einem Auto zu fahren; jetzt ist es ohne weiteres möglich, stundenlange Autofahrten ins Land hinein zu unternehmen. Und in was für ein schönes Land! Blühende Äcker, saftgrüne Wiesen, blaue Berge, zum Teil mustergültig aufgeforstet, lachen einem entgegen, und über allem die strahlende Chinasonne.

In der Stadt selbst herrschen Ordnung und Sauberkeit, der Verkehr ist geregelt, und die Polizei in schmucker Uniform hält scharf Ausschau nach Übeltätern, die am alten Schlendrian hängen. Eine Reihe imposanter Gebäude ist entstanden, die die Anzahl von Militär- und Zivilamtsstellen beherbergen. Hotels und Klubs, Spiel- und Sportplätze, ein Stadion, eine Rennbahn, ein blisglauberes Schwimmbad haben Nanking aus allen andern wirklichen Chinesenstädten herausgehoben. Und nimmt man die wundervolle Gesamtanlage des Mausoleums für Dr. Sun Yat Sen am Abhang der Purpurberge hinzu, die Durchforstung der Wälder, die Anlage von Villenvierteln und Spazierwegen, so bietet sich einem eine Unsumme von Arbeit und bewußtem Verbesserungsdrange dar.

Die Grabstätte Sun Yat Sems bildet selbstverständlich den besonderen Anziehungspunkt für Tausende von Pilgern. Durch ein dreigeteiltes Torjoch aus Marmor steigt man auf ungefähr 400 Stufen zum Kuppelbau hinauf, in dem der große tote ruht. Im Vorraum der Halle steht ein überlebensgroßes Standbild Dr. Sems aus weißem Stein, das edel und markant aus dem Dunkel des Rundbaues hervortritt. Da der Westländer immer etwas zu tadeln hat, so mag es die Aufhäufung von bunten Metall- und Glaskränzen sein, die die Würde im Gesamteindruck der Vorhalle nachteilig beeinflusst, aber — Dr. Sun und sein Haus gehören ja doch den Chinesen!



In den „Purpurberger“ eingebettet liegt, aus leuchtendem weißem Gestein errichtet, das Mausoleum des großen Chinesen Dr. Sun Yat Sen.

Das Allerschönste ist die Lage der berühmten Grabstätte. Aus weiter Ferne grüßt sie den nahenden Wanderer. Eingebettet in das Grün sanfter Höhen, leuchtet der Granit, in heimischen Bergen gebrochen, aus dem Düster des Bergwaldes. Eine unendliche Weihe atmet dem sich Nahenden entgegen. Und steht man oben vor dem Tore des Kuppelbaues, so schaut man weit ins Yangtsetal hinein, das sich links und geradeaus bis zu welligen Höhen dehnt, während rechts das spiegelnde Band des „Ta-Kiang“* durch den Dunst schimmert.

Wenn man das Glück hat, droben vom Berge in den sonnendurchwebten Abend hinaus-zuschauen, so überkommt einen hier das Gefühl tiefsten Friedens; man will und kann in dieser Stunde nicht an Krieg und Raub und Brand und Hunger im Lande glauben, man denkt sich dem großen Toten verbunden in dem Wunsche, der heiß in ihm brannte, solange sein Herz schlug: Möge dem großen, fleißigen, anspruchlosen Volke doch endlich Einigkeit und damit Ruhe und Frieden beschert sein, dann wird man auch auf dem Wege zum achtungsgebietenden Staate vordrängen können. Die Zentralregierung in Nanking unter Chiang Kai Shek und seinen Mitarbeitern hat es durch Zähigkeit und einen gigantischen Arbeitswillen bewiesen, daß es wohl möglich ist, Gewaltiges zu leisten

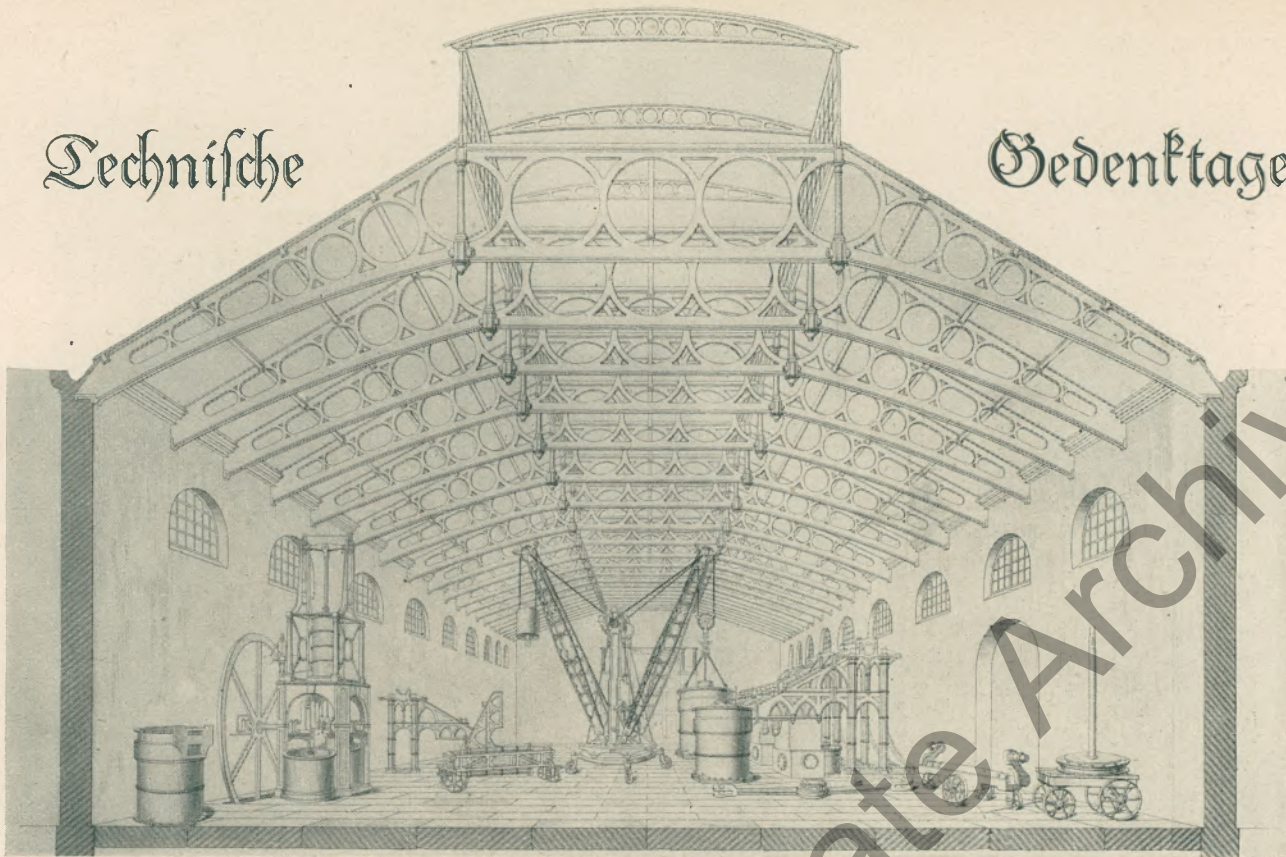
selbst in einem Lande wie China, dem dank der jahrtausende alten Kultur alles Westliche ja so wesensfremd war und der breiten Bevölkerung auch heute noch ist. Nankings Aufblühen zu einer schönen, modernen Stadt, Nankings Werden zur Keimzelle örtlicher und staatlicher Ordnung gibt beredtes Zeugnis von den ernsthaften Bestrebungen der Führer der Zentralregierung, dem chinesischen Volke allmählich den Rang unter den Nationen zu erkämpfen und zu erarbeiten, der ihm mit seinen 450 Millionen Menschen gebührt.



Stadion und Rennbahn in Nanking.

* Ta-Kiang = großer Fluß ist der volkstümliche Ausdruck für Yangtse-Kiang.

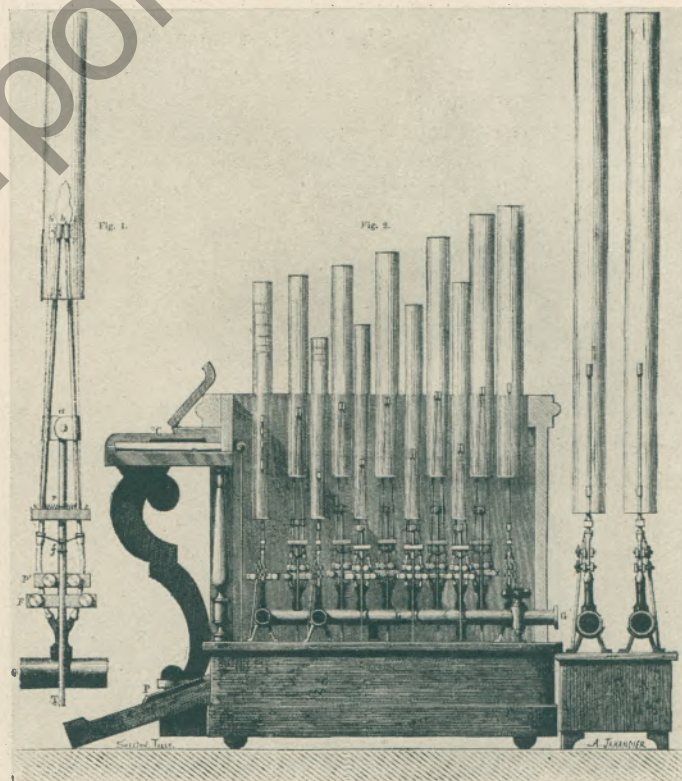
Lichtbild: Luftvermessungsamt, Nanking.



Maudslays mechanische Werkstatt in London.

Aus den „Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes“ 12. Jahrg. 1833

14. 2. 1831 starb Henry Maudslay. Von seinem Vater zunächst zum Tischler bestimmt, setzte er es durch, daß er in einer nahegelegenen Schmiede arbeiten konnte, wo er es sehr bald zu einem tüchtigen Gehilfen brachte. Später kam er zu dem bekannten Sicherheits-Schloßfabrikanten Joseph Bramah, wo er es infolge seiner Tüchtigkeit bis zum Obermeister brachte. Maudslay erkannte hier, daß die Patentschlösser erst mit Hilfe von Maschinen in größerem Maße genau hergestellt werden könnten, und hat, diesen Gedanken in die Tat umsetzend, unserer Werkzeugmaschinenindustrie neue Wege gewiesen. 1797 eröffnete er eine eigene kleine Werkstatt, die bald durch die Sauberkeit der ausgeführten Arbeiten einen guten Ruf erhielt, insbesondere, als er im Jahre 1801 den Auftrag erhielt, Maschinen für die Herstellung von Flaschenzügen anzufertigen, die für die Admiralität bestimmt waren. 1810 verlegte er seine Werkstatt nach Lambeth und nahm den Teilhaber Field auf. Der vergrößerte Betrieb gestattete nunmehr auch die Inangriffnahme größerer Maschinen und Apparate, zu deren Herstellung Maudslay die Einrichtungen selbst schuf. So erfand er beispielsweise eine Maschine zum Stanzen von Kesselblechen; er verbesserte die Schraubenschneidmaschinen und anderes mehr. Die in dieser Werkstatt angefertigten Maschinen zeichneten sich durch besonders geschmackvolle, aber einfache Form aus. Von seinen Schülern, die bei ihm ihre Ausbildung genossen, sind viele berühmt und bekannt geworden: James Nasmyth, Joseph Whitworth und Joseph Clement.
11. 2. 1847 wurde in Milan, Ohio (Vereinigte Staaten), Thomas Alva Edison geboren. Drei Monate Schulbesuch und eine weitere private Ausbildung durch seine Mutter waren das ganze Rüstzeug, das er besaß, als er sich mit 12 Jahren als Zeitungsverkäufer betätigte. Mit 15 Jahren gab er eine eigene Zeitschrift heraus, wandte sich aber bald der Telegraphie zu und war Telegraphist in verschiedenen Staaten Amerikas. 1868 ging er zur Franklin Telegraph Co. in Boston, und im nächsten Jahre nahm er sein erstes Patent auf einen selbständigen Stimmzähler. 1870 eröffnete er eine eigene Werkstätte in Newark und lebte von nun an lediglich seinen Erfindungen. 1876 verbesserte er das Bellsche Telephon durch das Kohlemikrophon; 1878 nahm er sein erstes Patent auf den Phonographen; dann wandte er sich der Elektrizität zu (Glühlampen, Stromverteilung, Kraftwerksbau, öffentliche Stromversorgung und anderes mehr). Es folgten dann in den nächsten Jahren eine Filmaufnahmekamera, Verbesserungen auf dem Gebiete der Erzaufbereitung, der Eisen-Nickel-Akkumulator sowie zahlreiche Verbesserungen seiner früheren Erfindungen. Die Zahl seiner amerikanischen Patente beträgt über 1300. Es mag hier erwähnt werden, daß der französische Komponist Gounod auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1889 sein „Ave Maria“ in den Edison-Phonographen hineinsetzte, indem er sich selbst auf dem Klavier begleitete, und nachher, als er die Wiedergabe hörte, geäußert haben soll: „Wie glücklich bin ich, daß ich keinen Fehler gemacht habe.“
17. 2. 1875 wurde der Society of Arts in London ein Vortrag gehalten über ein damals neues Musikinstrument des Pariser Physikers Kastrner, das den Namen „Phrophon“ trug. Ausgehend von der



Kastrners „Flammenharmonium“.

Nach einer Zeichnung in „Stummers Ingenieur“ 1875, Nr. 70, Bd. III.

bekannten physikalischen Erscheinung, einen Ton dadurch zu erzeugen, daß man eine Wasserstoffflamme in ein Glasrohr einführt, hatte es Kastrner unternommen, ein „Flammenharmonium“ zu konstruieren. Die einzelnen Töne wurden durch eine Klaviatur oder durch ein Pedal in Bewegung gesetzt, ähnlich wie bei einer Orgel. In Paris soll eine derartige Orgel in Betrieb gewesen sein und gute Ergebnisse erzielt, besonders aber durch die Reinheit und die Klarheit des Tones Aufsehen erregt haben. Ein Nachteil dieses Musikinstrumentes bestand darin, daß immer erst eine gewisse Zeit verstreichen mußte, ehe der Ton erklang, da zunächst das explosive Gasgemisch Wasserstoff-Luft hergestellt und zur Entzündung gebracht werden mußte.



Stahl.

Das 380 m hohe Empire
State Building
in Newyork.
An der Spitze der drehbare
Ankermaß für Luftschiffe.

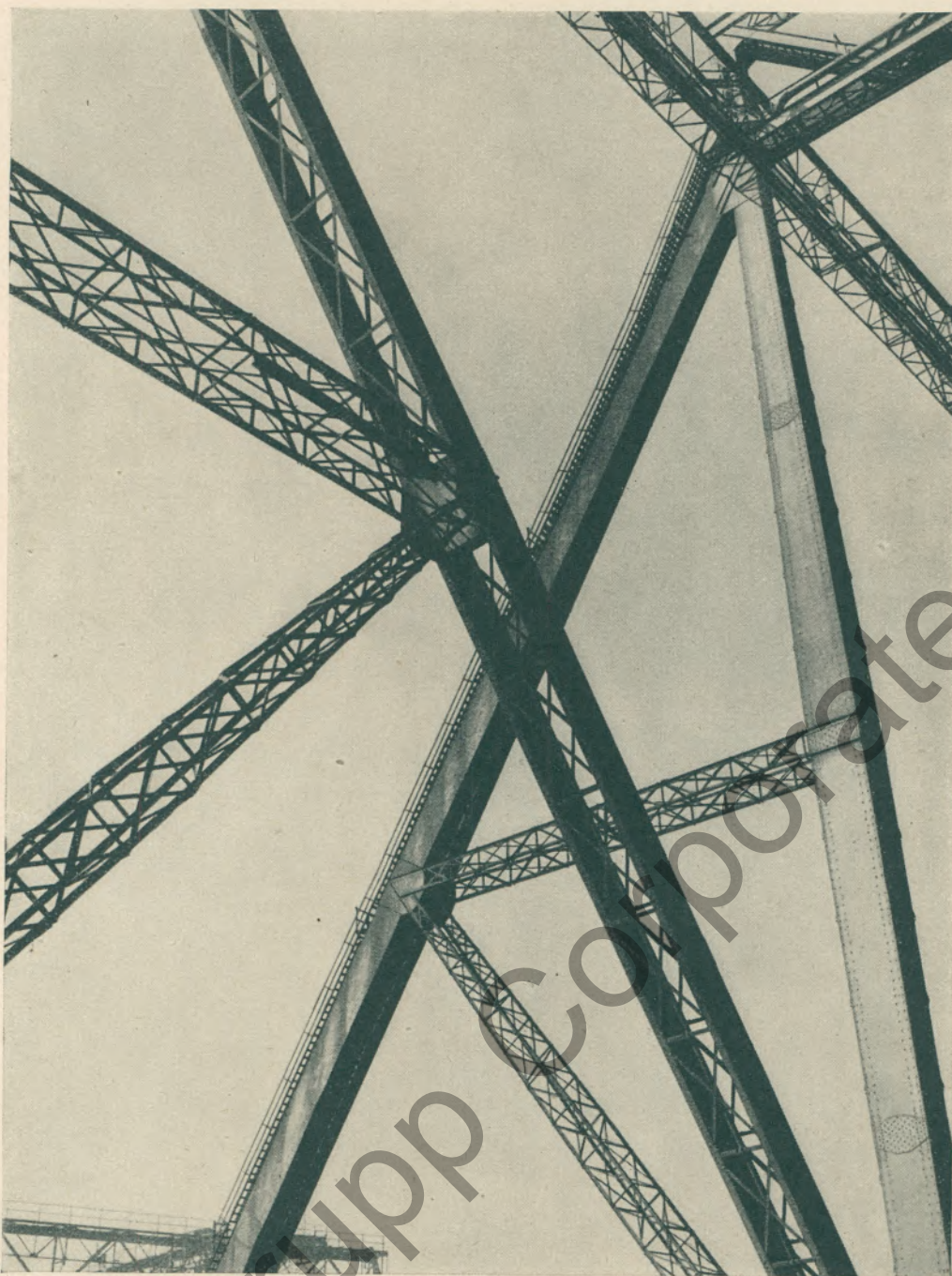
Eckert-Bilderdienst.

Die Technik an der Jahreswende.

II.

Mit den großen Verkehrsaufgaben stehen in engstem Zusammenhang die Treibstoff-Fragen. Man ist sich zwar völlig darüber im klaren, daß man schon aus handelspolitischen Gründen auf die Benzineinfuhr nicht verzichten könnte, selbst wenn sich unsere Selbstversorgung, technisch gesehen, hundertprozentig durchführen ließe. Auch kann die Durch-
arbeitung des technischen Verfahrens der Kohleverflüssigung nur Schritt um Schritt erfolgen, und es wird viele Jahre dauern, bis die Kunst-
benzine im Preise mit dem natürlichen ohne den Schutz einer staatlichen Wirtschaftspolitik konkurrieren können. Erschwert wird diese Aufgabe dadurch, daß es sich ja bei vielen der dafür notwendigen Einzelprozesse um völlig durchgebildete, ausgeklügelte Verfahren handelt, bei denen man bei der weiteren Verbilligung gewissermaßen um jedes einzelne Prozent kämpfen muß. Dies gilt z. B. ebenso für die Zerlegung des

Kohlereigases nach Linde wie für das Wassergasverfahren, also die Quellen des Wasserstoffs, der ja unter den Kosten der Hydrierung von Kohle einen der größten Posten darstellt. Der wesentlichste technische Fortschritt, der in den letzten Jahren in dieser Beziehung erzielt worden ist, hat bisher nur bei der Vergasung der Braunkohle Anwendung gefunden. Ist es doch der J. G. Farbenindustrie durch das Winkler-Verfahren nunmehr gelungen (nachdem auch dieses Verfahren erst noch gefährliche Kinderkrankheiten zu bestehen hatte), Rohbraunkohle, eventuell vor-
getrocknet, in mächtigen Schichten von mehreren Metern Höhe zu vergasen. Bei dem Winkler-Generator wird so viel Luft unter die Kohle geblasen, daß das ganze Kohlenbett beweglich wird wie eine kochende, brodelnde Flüssigkeit. Dabei werden die Kohleteilchen stän-
dig gegeneinander verschoben, die Vergasungswärme wird sofort ab-



Stahl.

Teil der Hellinganlage der Werft von Blohm & Voß in Hamburg.

Kenger-Lichtbild.

geführt, so daß keine Überhitzungen auftreten können und infolgedessen auch keine Verschleißung der Roste usw. Man konnte dadurch den Anfall von Gas je qm Rostfläche verzehnfachen! Diese gewaltige Leistung des Generators zusammen mit dem billigen Ausgangsmaterial bedeutet eine ganz gewaltige Verbilligung.

Für die Steinkohle lag bis jetzt kein zwingender Grund vor, in diesem Maße einen ähnlichen Weg zu beschreiten, weil die Gasmengen unserer Großkokeren, welche als Nebenprodukt entfallen und ein geeignetes Ausgangsmaterial für die Herstellung von Wasserstoff darstellen, zur Zeit für diesen Zweck noch in genügenden Mengen zur Verfügung stehen.

Im Ruhrbezirk verarbeiten die Chemischen Werke Holten das bei der Wasserstoffherstellung aus Kokereigas entfallende Äthylen zu Glykol, das ein gutes Frostschutzmittel für Autofühler usw. darstellt.

Das gleichfalls in großer Menge entfallende Methan läßt sich nach kleinen Änderungen ausgezeichnet als Treibstoff für Benzinmotoren verwenden. Im Ruhrbezirk laufen etwa zwanzig Fahrzeuge mit Methan, das in Druckflaschen, die wir von der Kohlensäure her kennen, mitgeführt wird.

Zur Zeit wird aber der größte Teil des Methans als sogenanntes Spalt-

gas in besonderen Rohrleitungen unserer eisenerzeugenden Industrie zur Stahlherstellung zugeleitet.

Einen ähnlichen Weg beschreitet die I.-G. Farbenindustrie, indem sie für Gegenden, in denen keine Gasleitungen liegen, ein Gaschengas anbietet, das vorwiegend aus Propan besteht. Es ist dies gewissermaßen ein Benzinäther, der aus den Gasen, die sich bei der Hydrierung bilden, abgeschieden wird. Bei gewöhnlicher Temperatur und gewöhnlichem Druck ist es ein Gas, läßt sich aber schon bei geringem Druck verflüssigen. Der nächste Fortschritt wäre die Verwertung des Methans, das zu 25 % im Kokereigas enthalten ist, also neben dem Wasserstoff den wichtigsten Bestandteil darstellt. Technisch ist das bereits gut vorbereitet: das Methan läßt sich nach kleinen Änderungen ausgezeichnet als Treibstoff für Benzinmotoren verwenden. Im Ruhrbezirk laufen etwa zwanzig Fahrzeuge mit Methan, das in Druckflaschen, die wir von der Kohlensäure her kennen, mitgeführt wird.

Der allgemeineren Anwendung stand bisher nur das hohe Gewicht der Flaschen im Wege. Die deutsche Stahlindustrie, unter anderen auch die Vereinigten Stahlwerke, beschäftigen sich zur Zeit jedoch schon mit dem Problem, leichtere Flaschen gleicher Sicherheit zu schaffen. Wenn



Stahl.

Lichtbild: Erich Rehlaff.

auch für die Personenautos immer Benzin der Idealbrennstoff bleiben wird, so ist es doch durchaus möglich, daß im Zuge dieser Entwicklung die Gase für Lastkraftwagen, für die Eisenbahn und vor allem für stationäre Motoranlagen eine Bedeutung erlangen, die man heute noch nicht voraussieht. Es ist ja einleuchtend, daß es viel billiger sein muß, wenn man das Kokereigas direkt im Motor verwenden kann, als wenn man mit Hilfe teurer Verfahren und Apparate daraus Benzin macht, das schließlich doch wieder vergast und mit Luft verdünnt wird. Die Kosten von eineinhalb Kubikmeter Kokereigas, die fast dasselbe leisten wie ein Liter Benzin, betragen mit den Kosten für die Verdichtung ungefähr nur ein Drittel der Herstellungskosten des Benzins!

Schließlich hat das vergangene Jahr weitere günstige Ergebnisse mit dem Holzgasgenerator erbracht. Diese verdienen allgemeineres Interesse, weil sie zeigen, daß unter besonderen Umständen auch feste Brennstoffe so rasch vergast werden können, daß damit der Verbrennungsmotor zufriedengestellt werden kann. Der wichtigste Einwand gegen den Holzgasgenerator ist, daß man nicht überall Abfallholz zur Verfügung habe. Es sind deshalb auch bereits Vorschläge gemacht worden, um einen bei niedriger Temperatur hergestellten Koks an Stelle des Holzes im Kraft-

wagengenerator zu verwenden. Diese Möglichkeit könnte für die Kokereindustrie um so größere Bedeutung haben, als es möglich erscheint, den erforderlichen, leicht entzündlichen Koks in den gewohnten Koksöfen statt in besonderen Schmelzretorten herzustellen.

Handelt es sich bei diesen Verfahren zunächst auch nur um technische Möglichkeiten, so zeigen sie doch, daß im Notfalle heute schon eine ganze Reihe von Möglichkeiten besteht, um einem etwaigen Benzinmangel zu begegnen. An die Stelle des Erdöls müssen im Rahmen der nationalen Treibstoffwirtschaft — das schält sich immer klarer heraus — eben mehrere technische Verfahren treten. Es machen viele Wenige dann schließlich auch ein Viel. So könnte z. B. auch das Verfahren der Innenabgasung der Koksöfengase nach Still, das unter anderem auf der Zeche Minister Achenbach der Vereinigten Stahlwerke seit längerer Zeit in Betrieb ist, bei allgemeinerer Anwendung zu einer Steigerung des Anfalles an Benzin und Teer führen.

Wenn man sich vor Augen hält, daß seit der Zeit nach dem Kriege die Kohlenmenge, die man zur Erzeugung von einem Kilogramm Dampf braucht, um die Hälfte zurückgegangen ist, wenn man an die Bestrebungen von Gas und Elektrowärme denkt, ihren Absatz auf Kosten der Kohle

auszudehnen, so kann man sich der Überzeugung nicht verschließen, daß die Kohle alle Kräfte aufbieten muß, um unmittelbar (sei es durch einen leicht entzündlichen Koks, sei es durch das Koksereigas) oder mittelbar (durch Hydrierung) auf dem Markt der Treibstoffe Fuß zu fassen. Es ist dabei auch zu berücksichtigen, daß die Schifffahrt seit langem und neuerdings auch die Eisenbahn die Tendenz haben, zu flüssigen Brenn- und Treibstoffen überzugehen.

Nicht nur durch die Hydrierung der Kohle versucht die Chemie der deutschen Wirtschaft zu helfen, sie hat das Verfahren der Hydrierung auch angewendet auf Fettsäuren und auf diese Weise Stoffe erzeugt, die als Ersatz dienen können für Seife und Wachse, deren Rohstoffe wir zum Teil ebenfalls aus dem Auslande beziehen.

Zum ersten Male eigentlich ist man jetzt auch darangegangen, das chemische Laboratorium der Pflanzen etwas eingehender zu studieren und nachzuahmen. Die Bindung des Luftstickstoffs und die Hydrierung der Kohle sind zwei typische Verfahren für die moderne Chemie. Beide erfordern einen Druck von 200 Atmosphären und Temperaturen von 500 Grad. Der Pflanze dagegen steht nur ein ganz geringer Druckbereich und eine ganz enge Temperaturspanne für ihre vielen wunderbaren Erzeugnisse an Farb-, Duft-, Geschmacks- und Nährstoffen zur Verfügung. Sie kann außerdem auch nicht die von dem Chemiker so beliebten starken Säuren und Laugen anwenden, sondern muß mit neutralen Lösungen von ganz geringer Konzentration arbeiten. Es gelang unter diesen dem Chemiker ganz ungewohnten Bedingungen an der Hochschule in Darmstadt eine große Anzahl ganz komplizierter chemischer Verbindungen aus ihren Teilstücken aufzubauen. Man muß allerdings schon eine gewisse Kenntnis der Formeln haben, um zu wissen, aus welchen Teilstücken der gewünschte Stoff herzustellen ist; das aber ist der Fall. Wir kennen viel mehr Formeln als wir Stoffe synthetisch herstellen können. Alkaloide, Hormone, Blütenfarbstoffe werden die bevorzugten Stoffe für diese ganz neuartigen Synthesen sein. Also Stoffe von hohem Werte und starker Wirkung in kleiner Menge. Die milden Arbeitsbedingungen erfordern nämlich verhältnismäßig lange Zeit, meist mußte man die Lösungen mehrere Tage stehenlassen; und wegen der geringen Konzentration braucht man auch außerordentlich große Arbeitsgefäße. Infolgedessen verbietet sich die Herstellung von Massenerzeugnissen nach dieser Methode. Dafür ist der gewaltsame Weg der hohen Temperaturen und Drücke doch wohl der kürzere! Das nämlich ist das Interessanteste bei der neuen Methode, daß manche Synthesen nur bei dem Neutralpunkt Ausbeuten von 100 % ergaben. Sowie man sich davon entfernt, also schon bei dem geringsten Gehalt an Säure oder Lauge, geht die Ausbeute auf Bruchteile davon zurück.

Viel wichtiger als für die Herstellung neuer Stoffe dürfte sich die Methode erweisen für die Vertiefung unserer Erkenntnis über die Vorgänge in der Pflanze. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in längeren Zeiträumen uns diese vertiefte Erkenntnis auch neue technische Verfahren bescheren wird.

Aus dem Labyrinth der Chemie mit seinen aber tausend Gängen brauchen wir hier nur noch ein kurzes Stück Weges zu verfolgen, das an das große, immer noch die Materie umgebende Geheimnis näher herankührt. Seit einigen Jahrzehnten weiß man bereits, daß die chemischen Elemente Doppelgänger haben. Die Chemiker nahmen bisher davon keine Notiz, weil sie meist ganz winzig sind und in dem großen Schauspielhaus der chemischen Umsetzungen mit auf den nummerierten Plätzen der Elemente sitzen, ohne sich auch im geringsten bemerkbar zu machen. Sie verhalten sich ganz genau so, nur daß ihr Gewicht, das Atomgewicht natürlich, um einige Punkte abweicht. Die Chemiker müssen das allerdings gelehrt ausdrücken. Sie sprechen daher von den Isotopen der Elemente, die in dem periodischen System am selben Platz stehen. Immerhin war es doch eine Überraschung, als man feststellen mußte, daß das Zinn nicht weniger als elf Isotopen hat. Schließlich mußte man sogar entdecken, daß auch Sauerstoff und Wasserstoff, von denen das niemand gedacht hätte, Doppelgänger haben. Im verflossenen Jahre nun haben amerikanische Forscher nachweisen können, daß entgegen der bisherigen Annahme diese Doppelgänger der Elemente sich chemisch doch nicht ganz genau so verhalten wie das Hauptelement. Der Doppelgänger des Wasserstoffs z. B. ist doppelt so schwer und infolgedessen auch etwas träger, chemisch gesprochen natürlich. Dieser „schwere“ Wasser-

stoff bildet auch ein schwereres Wasser. Dann aber könnte dieser Doppelgänger auch nicht so untrennbar sein wie unser Schatten von uns. Die Amerikaner destillierten also Wasser und siehe da: entgegen aller Voraussicht, entgegen einer hundertjährigen Erfahrung zeigte sich, daß schließlich ein schwereres Wasser übrigblieb! Noch leichter ließ sich das schwere Wasser durch Elektrolyse abtrennen. Hier eben zeigt sich das trägere chemische Verhalten. Der Gefrierpunkt des schweren Wassers liegt bei + 3,8 Grad, der Siedepunkt bei + 101,5 Grad Celsius und die Dichte sogar um 10 % höher.

Damit betreten die Chemiker Neuland, von dessen praktischer Bedeutung man sich noch keine rechte Vorstellung macht; jetzt gilt es erst einmal an die Beschreibung heranzugehen. Und das dürfte gar nicht so leicht sein! Allein beim Benzol haben die Chemiker künftig durch die Schuld des schweren Wasserstoffs mit hundert Formeln zu rechnen statt mit einer! — Derjenige, dem immer schon vor chemischen Formeln ein Grausen ankam, wird nun die Chemiker bedauern; aber das ist nicht nötig. Zum Glück gilt auch hier, was an dieser Stelle (Mai 1933) über die Grenzfälle gesagt wurde. Auch diese Verfeinerungen unserer Erkenntnis wird man natürlich nicht auf die durchschnittlichen Anforderungen anwenden. Die Chemiker werden also wie bisher mit ihren altvertrauten Formeln weiterrechnen. Nur die kleine Schar derer, die bis an die Grenzen des Atoms vordringen müssen, werden sich damit befassen. Aber vielleicht wird man schneller, als man vermutet, von Anwendungen aus der Chemie der Isotopen hören. Zum Vergleich braucht nur erinnert zu werden an die kurze Zeitspanne, die zwischen der Entdeckung der Wirkung der infraroten Strahlen auf die photographische Platte und ihrer praktischen Anwendung liegt, z. B. für die Photographie aus großer Höhe. In schwerem Wasser z. B. sterben Fische und Kaulquappen schon in wenigen Stunden, und Tabaksamen keimen nicht, so daß man in gewissem Sinne das schwere Wasser sogar schon als giftig bezeichnen kann.

In noch viel höherem Maße als früher gilt heute das Wort, daß die Wissenschaft von heute die Technik von morgen ist. Daher sollte auch in diesem Rahmen wenigstens ein Ausschnitt der Wissenschaft mit in die Betrachtung hineingestellt werden. Daß die Chemie nicht weniger eifrig an den großen Problemen der besseren Eigenversorgung mitarbeitet, zeigen die Verfahren zur Entbitterung der Lupinen und der Sojabohnen, die dadurch zu wertvollen Nahrungsmitteln werden, weil sie unsere an sich knappe Eiweißdecke verlängern. Neben der Chemie ringt hier allerdings auch die Pflanzenzüchtung um die Palme des Sieges! Sie hat, wie hier früher ausführlich geschildert worden ist, süße Lupinen gezüchtet. Jetzt ist man dabei, allerdings in Schweden und Rußland, die das besonders nötig haben, eine frostbeständige Kartoffel zu züchten. Auch die große Zahl der technischen Verfahren, die vorgeschlagen worden sind für die Futterstoffgewinnung aus Holz, zeigen, wie wirklichkeitsnahe die Chemie ist. Denn gerade das nicht verwertbare Jung- und Abfallholz könnte dem Bauer als Futter sehr wertvoll werden. Neuerdings ist neben die rein chemischen Verfahren wiederum auch ein biologisches getreten, das dem Bauern näherliegen dürfte, weil es durch eine Art Vergärung das Holz aufschließt.

Es bahnen sich hier tiefgreifende Wandlungen für die Landwirtschaft an, die sich in großem Umfange erst in Jahren, ja vielleicht in Jahrzehnten auswirken können. Durch die Verwendung des aufgeschlossenen Holzes und der süßen Lupinen als Futtermittel würde die Magermilch, die bisher verfüttert wird, in größerer Menge für die menschliche Ernährung frei. Technisch ist das Verfahren bereits gegeben; die Trockenmilch hat sich unter dem Namen Narmil auch schon den Weg in den Lebensmittelhandel gebahnt.

Die tiefgreifende Neuordnung innerhalb des Reichsnährstandes wird mit der Gesundung unserer Landwirtschaft ganz von selbst der stärkeren Anwendung der Technik in der Landwirtschaft die Wege ebnen. Auch der Maschine in der Landwirtschaft erwachsen damit neue Aufgaben. Die Ausbreitung der Technik über die ganze Welt, für die eigentlich jeder Tag neue Einzelbeispiele bringt, wird uns auf allen Gebieten auf dem Wege der Technik vorwärtsdrängen. Haben vor etwa fünf Jahren die Motorisierung der amerikanischen Landwirtschaft und der Mäh-drescher die Marktverhältnisse revolutioniert, so wird das im gleichen Zeitraume vielleicht von Rußland versucht werden, das im verflossenen Jahre die Getreideaussaat vom Flugzeuge aus erprobt hat. Kultor.

Die Rundschau



Bäuerin
aus dem
Bergischen.

Lichtbild: R. Hallensleben.

Der Volkskunde-Atlas, ein gewaltiges Denkmal deutscher Art.

Wie der Volkskunde-Atlas entsteht. — Brauch und Sitte auf der Landkarte.

Aus dem „Hamburger Fremdenblatt“.

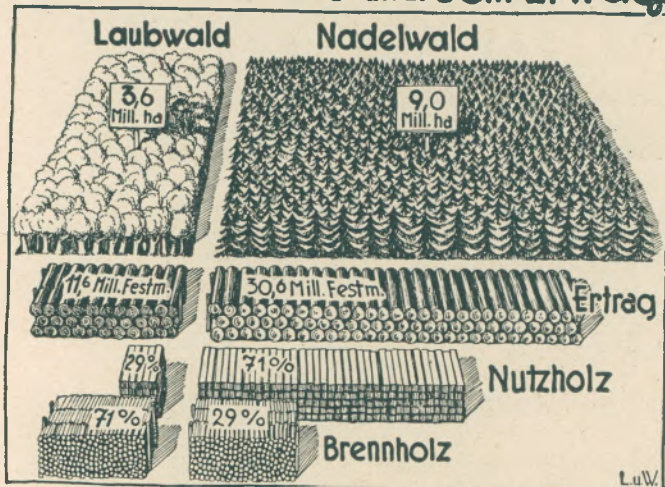
Ein Baum braucht lange Wurzeln, um im Herbst zu glänzen.
Richard Billinger.

Die Organisation der Arbeit.

Nach vorbereitenden Verhandlungen, die hauptsächlich zwischen den Historikern und Volkskundlern Lubin, Helbok, Wilhelm Pfeiler und John Meier stattfanden, trug im Jahre 1928 ein größerer Kreis von Sachleuten der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft“ in Berlin

das Ersuchen vor, den Atlas der deutschen Volkskunde zu begründen. Der Präsident der Notgemeinschaft, Staatsminister a. D. Schmidt-Ott, erkannte den wissenschaftlichen und nationalen Wert des Planes und ließ ihm so tatkräftige Unterstützung, daß einige Monate später die Zentrale des „Atlas der deutschen Volkskunde“ die Arbeit aufnehmen konnte.

Der deutsche Wald und sein Ertrag



Die wirtschaftliche Bedeutung des deutschen Waldes.

Der deutsche Wald kann den Holzbedarf der deutschen Wirtschaft voll und ganz decken. Das verdankt die deutsche Volkswirtschaft dem Umstande, daß seit über hundert Jahren in Deutschland eine geordnete Forstwirtschaft vorhanden ist. Um die deutsche Holzwirtschaft vor der Konkurrenz des vielfach im Raubbau geschlagenen Auslandsholzes zu schützen, hat ja auch die nationale Regierung als eine ihrer ersten Taten die Zölle für die Einfuhr von Holz bedeutend erhöht. Die Arbeit im Wald ist für den Kleinbauern in den walddreichen Gegenden von größter wirtschaftlicher Bedeutung. Diese Kleinbauern sind darauf angewiesen, im Winter und Frühjahr die in der Landwirtschaft tote Zeit zu einem Verdienst im Walde zu verwenden. Weit über $\frac{1}{2}$ Milliarde RM. fließen in normalen Jahren an Löhnen und Gehältern den Waldarbeitern zu, und der Wert des Ertrages des deutschen Waldes pro Jahr beträgt etwa 1 Milliarde bis 1,2 Milliarden RM.

Die eigentlichen Materialsammler sind 20 000 deutsche Schullehrer, die sich trotz der wirtschaftlichen und politischen Not der letzten Jahre bereitwillig in den Dienst einer Sache gestellt haben, die zwar viel Zeit und Arbeit beansprucht, jedoch keinerlei klingenden Lohn einbringt. Es sind 300 Fragen ausgearbeitet worden, die von der Zentralstelle des Atlas an die Mitarbeiter versandt werden. Auf 150 Fragen lagen die Antworten bereits vor, und die Fragen 151 bis 200 sind in diesen Wochen hinausgegangen. In der Zentralstelle im Berliner Schloß sitzt ein Etat von 25 jungen Dozenten, Doktoranden und Studenten, die die auf jede einzelne Frage einkommenden 20 000 Antworten registrieren und kartographisch verarbeiten. Zu den ältesten der leitenden Mitarbeiter gehört Richard Beitel, der den Lehrstuhl für Volkskunde an der Berliner Universität innehatte.

Es ist den Mitarbeitern bei der Beantwortung der Fragen geradezu untersagt, ihre Angaben Büchern oder sonstigen schriftlichen Aufzeichnungen zu entnehmen. Man will ja gerade die bisher nur von einzelnen Forschern gelegentlich erfassten mündlichen Überlieferungen als neue Quelle der volkskundlichen Wissenschaft zugänglich machen.

Die Vorgeschichte des „Atlas“.

Nachdem die deutsche Volkskunde ihren ersten mächtigen Aufschwung durch die Gebrüder Grimm in der Notzeit vor den Befreiungskriegen genommen hat, befaßte man sich in der Folgezeit mit der Bearbeitung und Deutung der aus den Heldenfagen und anderen Schriften gesammelten Mythen und Sagen. Damals sind in der ersten Begeisterung und mit großem Schwung jene Verallgemeinerungen und phantasievollen Auslegungen der Mythen entstanden, die der späteren Kritik nicht mehr standhielten. Für jede Mythe wurde ein bestimmter Ursprung in den Himmelserscheinungen, in Wolken, Wind und Wetter, in Morgen- und Abendrot gesucht. Erst später setzte sich die Auffassung durch, daß jede Mythe oder Sage nicht nur ihrer Herkunft, sondern auch ihrem Inhalt nach an einen bestimmten Ort gebunden ist und nur historisch und von diesem Orte aus betrachtet werden darf. Der erste, der von dieser Erkenntnis zur praktisch-wissenschaftlichen Tat schritt, ist Wilhelm Mannhardt gewesen, der vor siebzig Jahren schon die Ansätze zu einem Werk schuf, wie es heute in dem „Atlas der deutschen Volkskunde“ seine Verwirklichung findet. Mannhardt hat damals allein, ohne Hilfe jeglicher Art, an Tausende von Adressen Rundschreiben geschickt und im ganzen ungefähr 2000 brauchbare Antworten erhalten.

Heute wird — wenn auch gewissermaßen in letzter Minute — durch die zahlreichen Mitarbeiter jeder dritte Schulort im ganzen deutschen Sprachgebiet (mit Ausnahme der deutschen Schweiz) erfaßt. Der Gedanke, die gewonnenen Ergebnisse auf Karten zu verarbeiten, ist neu. Mannhardt hatte daran noch nicht gedacht. Jedoch besitzen wir ein Werk ähnlicher

Art in dem Anfang dieses Jahrhunderts entstandenen „Sprachatlas des Deutschen Reiches“.

Man rechnet damit, daß der Atlas in vier bis fünf Jahren vollendet sein wird. Erst dann, wenn die Wissenschaft das fertige Werk unter ihre scharfe Lupe nehmen kann, werden sich die interessantesten Zusammenhänge und Folgerungen ergeben. Das reine Tatsachenmaterial, das in den bereits skizzierten Karten vorliegt, enthält jedoch schon manche Überraschungen.

Was wird der „Atlas“ enthalten?

Verwirrend zunächst das Runterbunt der Fragen. Nach Gegenständen, wie Kinderwiegen, Regenabgußröhren und Bienenstöcken, wird gefragt, nach Anreden und Begrüßungsworten, nach Hochzeitsitten und Osterspielen, nach heidnischen Geistern und christlichen Heiligen, nach Sport und Spiel, nach Wochenmärkten und Johannisfeuer. Es wird danach gefragt, wie man die Haustiere nennt, die saure Milch und die Butter, ja, sogar danach, ob man beim Fahren mit Pferden Ausdrücke wie „Hü“ und „Hott“ verwendet!

Auf allen Karten wird die scharfe Trennung, die die Mainlinie in volkskundlicher Hinsicht bildet, in auffallender Weise bestätigt. Die Reichsgrenzen nach Süden und Südosten sind hingegen überhaupt nicht zu erkennen. Süddeutschland, Tirol, Österreich und auch Deutsch-Böhmen haben volkskundlich nur Gemeinsames und nichts Trennendes. Im ganzen zeigt sich der Süden als das große konservative Bollwerk Deutschlands, während über die norddeutsche Ebene — wie über alle Ebenen — die Zeiten rascher hinweggefegt sind. Wenn sich im Norden auch etwas vom alten Brauchtum erhalten hat, dann hauptsächlich in Schleswig-Holstein und bei den Griechen. Auch Schlesien ist ein Land der alten Bräuche und Geschichten.

Bei der Frage nach den Längen zum Beispiel wird aus Norddeutschland übereinstimmend berichtet, daß die modernen Längen, aus dem Süden ebenso übereinstimmend, daß die älteren, wie Ländler, Dreher und Schuhplattler, überwiegen. Bei der Frage nach der Längsmusik wird im Norden häufig Radio und Grammophon angegeben, im Süden aber nicht ein einziges Mal. Nicht einmal das Klavier ist in Süddeutschland als volkstümliche Längsmusik durchgedrungen. Man zieht dort Streichmusik oder auch Zither und Gitarre vor.

Den eigentlichen Widerstreit zwischen germanischen und christlichen Überlieferungen deckt die Frage nach den Glücks- und Unglückstagen auf. Bei den alten Germanen galten der Dienstag, der Donnerstag, vor allem aber der Freitag (der der Göttin Freya geweiht war) als segensbringende Tage. Im Mittelalter versuchten die Missionare und die Kirche, den Freitag als heidnischen Glückstag zu entkräften, wobei sie sich vor allem auf die Kreuzigung beriefen. Und so wurde fast allgemein — auch in der volkskundlichen Literatur — angenommen, daß der Freitag ein Unglückstag sei. Die Umfrage des Atlas ergibt jedoch, daß an der ganzen Waterkant, bis tief nach Mecklenburg und Pommern hinein, der Freitag heute noch als großer Glückstag gilt, auf den man z. B. besonders gern die Hochzeiten legt. Nur für die Schifffahrt und den Bergbau ist der Freitag überall schlecht, da „an diesem Tage Berg- und Wassergeister rege sind“. Es zeigt sich bei dieser Frage, daß man bei der Behauptung vom konservativen Süden insofern eine Einschränkung machen muß, als die heidnischen Überlieferungen hier teilweise durch den Einfluß der Kirche radikaler ausgemerzt oder mit größerem Erfolg mit einem christlichen Mantelchen zugedeckt worden sind. So wird in Süddeutschland bei der Ernte die letzte Garbe für den „Heiligen Oswald“ auf dem Felde stehen gelassen. Das Stehenlassen (Opfern) der letzten Garbe ist aber ein alter heidnischer Brauch gewesen, und ursprünglich war diese für Wodan, für Freya oder Frau Holle bestimmt, und so sagt man in anderen Gegenden heute noch, sie sei „für den Alten“ (für Wodan).

Es ist überhaupt eine Menge seltsamer Vorstellungen teils mythologischer Art in heute noch gebräuchlichen Redensarten zum Vorschein gekommen. Am meisten in den Redensarten, mit denen man erzieherischen Einfluß auf die Kinder ausüben will. Was sagt man, um die Kinder daran zu hindern, ins Korn zu laufen? Vereinzelt findet man den schönen Spruch: „Wer ins Korn geht, tritt der Mutter Gottes ins Antlitz.“ Fast überall beherrschen aber grimmige Gestalten das Korn, die die Kinder zwicken oder erwürgen, alte Kornmuhmen, Hakenmänner, Wölfe und Bären.

Daß man in dem Mond ein Gesicht sieht, ist eine ziemlich moderne, eher städtische Vorstellung. Diejenige von dem Holzfäller geht jedoch auf uralte Überlieferungen zurück, ebenso die noch lebendigen Vorstellungen von den Schmieden, Geizhalsen, Dieben, spinnenden Frauen usw. Alle diese Gestalten sind in den Mond strafversetzt worden für irgendein Vergehen auf Erden, meistens für Diebstahl.

Was frühstückt man? Keinesfalls immer Kaffee, sondern auf dem Lande vielfach Milchsuppe und Grützen. Gibt es einen Polterabend? In Süddeutschland unbekannt. Wie heißt das Schwein? Nicht Schwein, sondern Gackel, Cög, Basse, Bere und Kämpen. Kommt Sankt Nikolaus in der Adventszeit zu den Kindern? Ja, aber man verwandelt ihn meistens mit Knecht Ruprecht, der ein alter heidnischer Geselle war.

Als die letzten Fragebogen versandt wurden, konnte die Notgemeinschaft ihren Mitarbeitern berichten: „Immer stärker wird die Teilnahme, die auch die Öffentlichkeit an unserem Unternehmen nimmt.“ Man möchte darüber hinaus sagen, daß die Herausgabe des fertigen Atlas mit Ungeduld erwartet wird. Denn die Befinnung auf eigene Art fest ihre Kenntnis voraus und die Kenntnis von ihrer Herkunft.

Dr. L. A.

Rassenpflege und Alkoholfrage.

Aus einem Artikel von Dr. Arthur Heidrich, Reichenbach (Eulengebirge), im „Deutschen Alkoholgegner“, Berlin.

Die nationalsozialistische Regierung hat als erste deutsche Regierung den Mut aufgebracht, mit dem Gesetz zur Verhinderung erbkranken Nachwuchses die negative Erbpflege begonnen zu haben. Es ist zu hoffen, daß Maßnahmen folgen werden, die der Möglichkeit der Verschlechterung des Rassegutes durch Vergiftung einen wirksamen Kiegel vorschieben.

Abgesehen davon, daß der Alkohol schon dadurch unter den Giften, die keimschädigend wirken, eine Sonderstellung einnimmt, daß er das Gift ist, das auf breiteste Volksmassen einwirkt, während Bleivergiftungen und dergleichen doch in der Regel nur Angehörige bestimmter Berufe gefährden, unterscheidet er sich von jenen Giften auch dadurch, daß er nicht nur direkt, sondern auch noch indirekt rasseverderbend wirkt, und zwar in dreifacher Hinsicht.

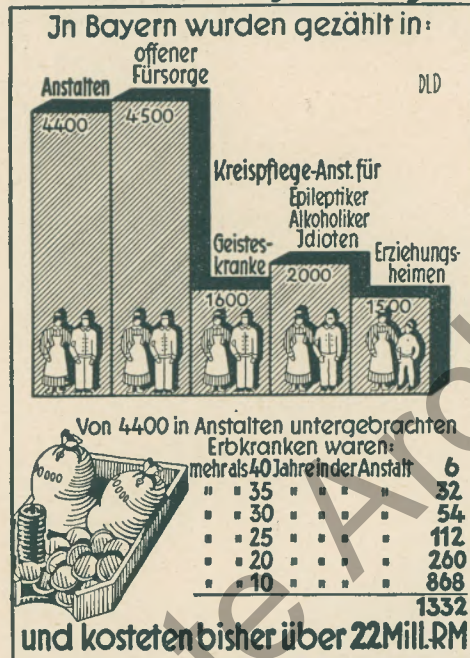
Es ist ja die eigentümliche Wirkung des Alkohols, daß er das Bewußtsein trübt und den Menschen die Dinge anders sehen läßt, als er sie ohne Alkoholeinwirkung sähe. Unter dem benebelnden Einfluß des Alkoholgenußes werden die gefundenen instinktiven und verstandesmäßigen, rasenbiologisch sehr wertvollen Hemmungen ausgeschaltet, die sonst den nüchternen Menschen von Rassenbewußtsein und Verantwortungsgefühl vor dem Rassenverrat, der in der Vermischung mit niederer Art liegt, zurückschrecken lassen. Nicht selten werden gerade von Akademikern, keineswegs im völligen Rausch, sondern vielfach in bloß gehobener Stimmung, in einer ihnen selber kaum bewußten leichten Angeheittheit Bindungen an Mädchen eingegangen, die sie sich bei klarer Überlegung nicht als Lebensgefährtinnen ausuchen würden, weil sie geistig, charakterlich oder gesundheitlich nicht so beschaffen sind, wie man sich die Mutter seiner Kinder wünscht.

Eine weitere indirekte Gefahr für unser Volk vom bevölkerungspolitischen Standpunkte aus bedeutet der Alkohol durch die Rolle, die er als Schrittmacher der Geschlechtskrankheiten spielt. Auch da wirkt er dadurch, daß er ethische, ästhetische und verstandesmäßige Hemmungen hinwegspült. Die bevölkerungspolitisch höchst bedenklichen Wirkungen gerade dieser Art von Krankheiten bestehen nun einerseits, zum Beispiel bei der Syphilis, darin, daß die Kinder oft schon bei der Geburt angesteckt werden, während andererseits nicht selten Unfruchtbarkeit der Frau die Folge dieser Erkrankungen ist. Wird eine Frau durch einen Mann mit nicht völlig ausgeheilter Syphilis angesteckt — und diese Fälle sind keineswegs selten —, so tritt die sogenannte Einkindersterilität auf, das heißt die Frau kann nur ein einziges Kind haben. Dieser Fall tritt in den sozialgehobenen Schichten, das heißt in denen, die im besonderen als Träger wertvollen Erbgutes anzusehen sind, verhältnismäßig häufiger auf als in anderen. Das bedeutet bevölkerungspolitisch, daß wertvolles Erbgut entweder ganz ausstirbt oder sich doch nicht so stark fortpflanzt, wie es im Sinne des Volksganges wünschenswert wäre.

Schließlich wirkt sich dreifach die wirtschaftliche Belastung unseres Volkes durch die Trinksitte bevölkerungspolitisch ungünstig aus. Was der Familienvater für Alkohol ausgibt, fehlt doch eben an anderer Stelle im Haushalte. Es handelt sich da keineswegs um unbeträchtliche Summen. Obwohl unter dem Zwang der wirtschaftlichen Not der Alkoholgenuß in den letzten Jahren ständig zurückgegangen ist, betrug er doch im letzten Jahre immer noch etwa $3\frac{1}{2}$ Milliarden RM. Rechnen wir diese Summe auf die Zahl der deutschen Familien um, die etwa 12,7 Millionen beträgt, so ergibt sich im Durchschnitt für eine Familie ein Betrag von 273,23 RM. Das ist mehr als die Summe, die den Beamten als Kinderbeihilfe gewährt wird. Und wenn auch nicht behauptet werden soll, daß diese Summe die jährlichen Unterhaltskosten für ein Kind deckt, so wird man doch sagen dürfen, daß der dafür nötige Betrag nicht nur erreicht, sondern überschritten würde, wenn man auch die indirekten Alkohollasten in Rechnung stellt: Ausfall an Arbeitslohn, erhöhte Krankenassenbelastung, erhöhte Ausgaben für Gefängnisse und Irrenhäuser und dergleichen. Wir könnten in jeder deutschen Familie ein Kind mehr haben und brauchen uns keine Sorge um das Aussterben unseres Volkes zu machen. Millionen kleiner Verbraucher mehr wären da, Millionen Hände fänden Beschäftigung, sie mit Kleidung, Spielzeug und dergleichen zu versorgen, weit mehr Hände, als heute in unseren Brauereien und Brennereien tätig sind! Ähnliches gilt übrigens von unserer Rauchsitte.

Die Zerrlebre, daß der einzelne nach seinem Geschmacke, und sei dieser noch so verdorben, genießen dürfe, daß er sich zugrunde richten dürfe, wenn es ihm beliebt, diese Zerrlebre ist im Absterben begriffen und beginnt dem Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber den mitlebenden Volksgenossen, gegenüber der Vergangenheit und der Zukunft zu weichen. Damit wird die Bereitwilligkeit, sich auch in seinen Gefühlen volksbiologischen Forderungen unterzuordnen, wachsen. Der Wille, Opfer zu bringen, die sittliche Kraft dazu, ist erfreulicherweise im Wachsen begriffen, und er kann wohl bei einer immer größeren Zahl unserer Volksgenossen allmählich sich so weit kräftigen, daß sie zu dem fähig werden, was schwerer ist als ein einmaliges großes, weithin sichtbares Opfer: fähig zu dem Opfer, täglich auf eine liebgeordnete Gewohnheit zu verzichten, ganz im stillen, ohne daß es in die Zeitung kommt oder der Nachbar es erfährt. Der Verzicht auf das Gläschen ist ein solches Opfer, das zunächst nichts Heroisches an sich zu haben scheint, dessen Größe aber deutlich wird, wenn man sieht, wie mancher Mann, der

Erbminderwertige in Bayern



Die wirtschaftliche Belastung durch die Erbminderwertigen.

Die bayerische Fürsorgestatistik gibt interessanten Aufschluß darüber, welche ungeheure wirtschaftliche Belastung durch die Unterbringung der Erbminderwertigen in Anstalten und in der offenen Fürsorge entstehen. 4 400 Erbkranken, die in Anstalten untergebracht werden mußten und die zu einem großen Teile über 10 Jahre in den Anstalten verbringen, kosteten bisher über 22 Millionen Reichsmark. Der Staat mußte also für die Arbeitsunfähigen schon über 22 Millionen Reichsmark ausgeben. Das ist eine Belastung, die bei der sorgfältigen Auswahl der Ehegatten verhütet werden kann, vor allem aber durch eine sorgfältige Durchführung des Gesetzes zur Verhütung erbminderwertigen Nachwuchses.

den Vorwurf sittlicher Schläffheit und Kraftlosigkeit entrüstet zurückweisen würde, eingesteht, dieses Opfer nicht bringen zu können! Adolf Hitler schrieb schon vor Jahren: „Was der Alkohol, besonders in unserem deutschen Volke, an wertvollen Menschen schon vernichtet hat oder für die Nation unbrauchbar macht, ergibt in einem Jahrhundert eine um ein Vielfaches höhere Zahl als die Verluste auf allen Schlachtfeldern in eben diesem Zeitraum. Dazu kommt noch die entsetzliche Gewißheit, daß die Wirkungen dieses Giftes leider nicht auf den einzelnen Säufer beschränkt bleiben, sondern sich fortpflanzen auf Kind und Kindeskind. Im Alkohol haben wir eine der ärgsten Degenerationsursachen der Menschheit zu sehen. Der Kampf gegen den Alkohol ist damit zu einer unbedingt moralisch unangreifbaren Völkermission geworden. Man täusche sich nicht: Das Volk, dem es gelingt, dieses Gift aus seinem Körper restlos auszuschneiden, wird vielleicht zunächst bittere Begleiterscheinungen zu fühlen haben und viele Widerstände brechen müssen. Allein es wird nicht nur eine große Last zum Segen einer späteren Menschheit beginnen, sondern damit wahrscheinlich seine Herrschaft über eine andere Welt begründen, die nicht bereit ist, den gleichen Schritt zu tun.“

*

Der Krieg im ostafrikanischen Busch.

Aus einer Besprechung der französischen Ausgabe des Buches v. Lettow-Vorbeck's „Meine Erinnerungen aus Ostafrika“ durch General P. Jboas in „Larousse Mensuel“, Paris.

Im Januar 1914 übernimmt Oberst v. Lettow-Vorbeck das Kommando über die Truppen Deutsch-Ostafrikas, das eine Bevölkerung von acht Millionen und einen Flächenraum von einer Million Quadrat-Kilometer hat. Auf ausgedehnten Reisen durch den größten Teil der Kolonie lernt er seine auf zahlreiche Posten verstreuten Untergebenen kennen, macht sich mit den besonderen Hilfsquellen der einzelnen Distrikte vertraut und bildet sich ein Urteil über die Stärke der ihm unterstellten Streitmacht. Sie umfaßt 246 Europäer, 2500 Askaris (eingeborene Soldaten), die noch mit dem alten rauchstarken Gewehr Modell 71 ausgerüstet sind, und einige Gebirgsgeschütze. Er ist dem Gouverneur Dr. Schnee unterstellt, bei dem auch im Kriegsfall die oberste militärische Gewalt verbleibt. Die Polizeitruppe — 2500 Eingeborene unter der Führung von 45 Europäern — untersteht ausschließlich der Zivilbehörde. Proviant und Kriegsmaterial sind nicht überreichlich vorhanden. Aber

wenn auch Lettow-Vorbeck die Einnischung des Gouverneurs in seine Feldzugspläne als lästige Störung empfindet, so weiß er doch, daß er in den deutschen Anstrebungen — in der Mehrzahl ehemaligen Offizieren und Unteroffizieren — etwa 3000 mit allen Schlichen und Gefahren des Buschlebens vertraute Reservisten besitzt. Er weiß, daß seine eingeborenen Truppen gut ausgebildet und treu sind, und daß die kriegerischen Stämme ihm so viele Rekruten und Träger stellen werden, wie er braucht.

Das Buch Lettow-Vorbecks gibt uns die Erklärung, wie es möglich war, daß der deutsche Widerstand in Ostafrika erst mit dem Waffenstillstand am 11. November 1918 sein Ende fand. Die Gründe hierfür sind zahlreich.

Da ist zunächst die Person des Führers. Er ist kühn und hartnäckig und verzweifelt nicht einmal dann, wenn die Lage vollkommen hoffnungslos erscheint. Die Kolonie ist vom Meere her blockiert, von feindlichen Ländern umgeben, von wo aus die Gegner, die ihm an Zahl und Ausrüstung unendlich überlegen sind, durch konzentrische Offensiven die Verteidiger leicht wie in einem Schraubstock fassen können. Gegen diesen Feldzugsplan weiß Lettow-Vorbeck den richtigen Gegenzug; er verteilt längs der Meeres- und Landgrenze auf den Linien eines wahrscheinlichen Einfalles gut geführte Truppenteile, die die Aufgabe haben, die unvermeidliche Langsamkeit des Gegners auszunutzen und den Krieg in dessen Gebiet zu tragen, und die, wenn der feindliche Einfall begonnen hat, ihn nach Möglichkeit aufhalten sollen. Er selbst will jede günstige Gelegenheit ausnützen, um mit einer geschickt aufgestellten Reserve sich naheinander auf die feindlichen Truppen zu werfen, die sich zu weit vorwagten. So hofft er, bis zum Ende des Krieges in Europa aushalten zu können, eines Krieges, der nach seiner Annahme kurz sein und mit dem Siege Deutschlands enden wird.

Solche Pläne sind nur bei größter Beweglichkeit der Verteidigungstruppen ausführbar. Lettow-Vorbeck zeigt uns, wie er diese Beweglichkeit erzielt durch eine elastische und wohlgegliederte Unterteilung, durch die Beschaffung geeigneter Transportmittel, durch sorgsame Pflege des Kampfgeistes von Europäern und Eingeborenen, durch eine kluge Regelung der Rekrutierung und des Trägerdienstes.

Durch diese Beweglichkeit werden vor allem die Kampspatrouillen gefährlich, die, ohne daß man ihrer habhaft werden kann, die Zonen der gegnerischen Konzentrationen durchstreifen, wo sie dem Feinde gewaltige Verluste verursachen. Diese Beweglichkeit ermöglicht unerwartete Verschiebung und Zusammenziehung der Truppen, wodurch Lettow-Vorbeck und seine Unterbefehlshaber bemerkenswerte Erfolge erzielen.

Die enge Blockierung der Kolonie schärft den Erfindungsgeist der Verteidiger. Material und Mannschaften der festliegenden Schiffe und die Landung zweier Schiffe, denen es im Laufe des Krieges gelingt, die Blockade zu durchbrechen, liefern eine wertvolle Ergänzung der zur Verfügung stehenden Mittel. Besonders aber in der Ausbeutung der natürlichen Produkte des Landes leisten die Deutschen Unglaubliches. Im wesentlichen aber werden die Verteidigungsmittel dem Feinde abgenommen. Den Deutschen fällt vor allem durch die Niederlage der Engländer und Jnder bei der Landung in Langa am 5. November 1914 und durch den Kampf bei Jassini am 19. Januar 1915 eine große Kriegsbeute in die Hände. Zu großen Gefechten kommt es freilich selten; sie würden die Verteidiger zu schnell aufgerieben haben. Die übliche Kampfmethode ist bis zum Ende des Krieges der Handstreich und die Überraschung. Mitunter lassen sich die Deutschen auch in besetzten Stellungen an für den Gegner wichtigen Punkten angreifen. Dann werden Abbruch des Kampfes und Rückzug immer geschickt im geeigneten Augenblick durchgeführt.

Die Verbindung mit den entfernt stehenden Unterführern hält Lettow-Vorbeck durch blisschnell durchgeführte persönliche Besuche aufrecht, wobei er sich aller möglichen Transportmittel, auch des Fahrrades, bedient. Nach einheitlichem Plan leitet er die Operationen, die durch die unaufhörlich wachsende Überlegenheit der Alliierten immer mehr erschwert werden, und die sich oft gegen die rückwärtigen Verbindungen des einfallenden Feindes richten. Er verlegt den Kriegsschauplatz je nach dem Stande der landwirtschaftlichen Hilfsquellen, die er sich nutzbar machen kann. Der bewundernswert organisierte Sanitätsdienst trägt viel zur physischen und moralischen Widerstandsfähigkeit seiner Kämpfer bei, und die Intendantur steht im wesentlichen auf gleicher Höhe.

Von seltenen Ausnahmen abgesehen, bewahrt der Krieg seinen ritterlichen Charakter, wie dies auch bei den Kämpfen in Kamerun der Fall war. Die Deutschen schicken die Gefangenen heim, wenn deren Zahl die Bewegung oder Verpflegung der Truppen behindert, und die Engländer lassen die Nichtkämpfer, deren Lettow-Vorbeck sich zu entledigen wünscht, passieren.

Aber der Druck der Alliierten, die dauernd Verstärkung erhalten, wächst trotz der gut berechneten Vorstöße. Einige der besten Unterführer sind gezwungen, sich zu ergeben. Die Eisenbahnen, die reichsten Gegenden gehen verloren, ebenso die meisten Magazine. Die schwere Artillerie und die schwer transportierbaren Feldgeschütze müssen zerstört werden. Die feindlichen Flieger erkunden die Bewegungen und behindern sie. Der glänzende Sieg von Mahiwa kann nicht voll ausgenutzt werden. Da im Juli 1917 der Gouverneur die Kolonie für verloren und jeden Widerstand für nutzlos hält, will er kapitulieren. Lettow-Vorbeck widersteht

sich und verläßt am 25. November 1917 das deutsche Gebiet, um den Kampf in Portugiesisch-Afrika fortzusetzen; er führt auf seinem Marsche Dr. Schnee, der nummehr jede Autorität verloren hat, mit sich. Obgleich weit entfernt von ihrer Heimat und trotz aller Versuchungen einer geschickten englischen Propaganda bleiben die Askaris ihm in der großen Mehrzahl treu. Die reiche Beute in den eroberten feindlichen Lagern, die Unterstützung durch die Eingeborenen, die die Deutschen als ihre Befreier empfangen, ermöglichen es den Truppen Lettow-Vorbecks, allen Verfolgungen und Umzingelungen zu entgehen, ja sogar, wie bei Ngomano und Kokosani, glänzende und nachhaltige taktische Erfolge zu erzielen. Sie können nun auch ihre letzten Bewehrte Modell 71 durch modernere Waffen ersetzen und sogar nacheinander Quelimane und Mosambik bedrohen.

Das Ende dieses außergewöhnlichen Marsches ist bekannt. Er führt Lettow-Vorbeck zunächst in die deutsche Kolonie zurück, wo ein Landungsmanöver gegen die Zentralbahn es ihm ermöglicht, ohne Verluste die feindlichen Kolonnen zu durchbrechen; dann gelangt er nach Britisch-Rhodesien, dessen Hilfsquellen er mit demselben Glück ausbeutet wie in Mosambik. In Rhodesien überbringt ihm ein Parlamentar die Nachricht von dem Waffenstillstand des 11. November. Am 25. November 1918 legt er die Waffen nieder mit der Erklärung, daß er den Feldzug noch mehrere Jahre lang hätte fortführen können. Man darf es ihm glauben. Es blieben ihm noch der Gouverneur, 27 Offiziere, darunter der General Wähle, der durch die Kriegserklärung auf einer Reise in Ostafrika überrascht worden war, und der sich während des ganzen Feldzuges dem Kommando des Obersten Lettow-Vorbeck unterstellt hatte, 125 Europäer, 1156 Askaris, 1600 Träger und etwa 100 Gefangene. Dieser Feldzug hat die Alliierten mehr als eine Milliarde Pfund Sterling, die Mobilisierung von 300 000 Mann und nahezu 60 000 Tote gekostet.

Ein solcher Widerstand, der in der Kolonialgeschichte ohne Beispiel ist — es würde interessant sein, ihn mit dem Widerstande Zimmermanns in Kamerun zu vergleichen — wäre ohne die Treue der Eingeborenen nicht möglich gewesen. Man muß dem Charakter und der Befähigung des Führers, der die Seele dieses Widerstandes war, uneingeschränkte Achtung zollen. Im Gegensatz zu fast allen anderen, die ihre Kriegserinnerungen aufgezeichnet haben, schreibt Lettow-Vorbeck nicht alle Erfolge sich selbst zu und alles Mißgeschick seinen Untergebenen. Er verschweigt nicht die von ihm begangenen Fehler, er geht nicht mit denen ins Gericht, die zuweilen das Scheitern seiner Pläne verschuldet haben, er erklärt und entschuldigt ihr Verfehlen, er hebt die Verdienste selbst seiner einfachsten Mitarbeiter hervor. Sein von großer Wahrheitsliebe zeugender Bericht enthält eine Menge interessanter Einzelheiten und Beobachtungen, über die nachzudenken für jeden Franzosen, der irgendwie an der Verantwortung für die Erhaltung und Verteidigung unseres Kolonialreichs teilhat, von Nutzen ist.

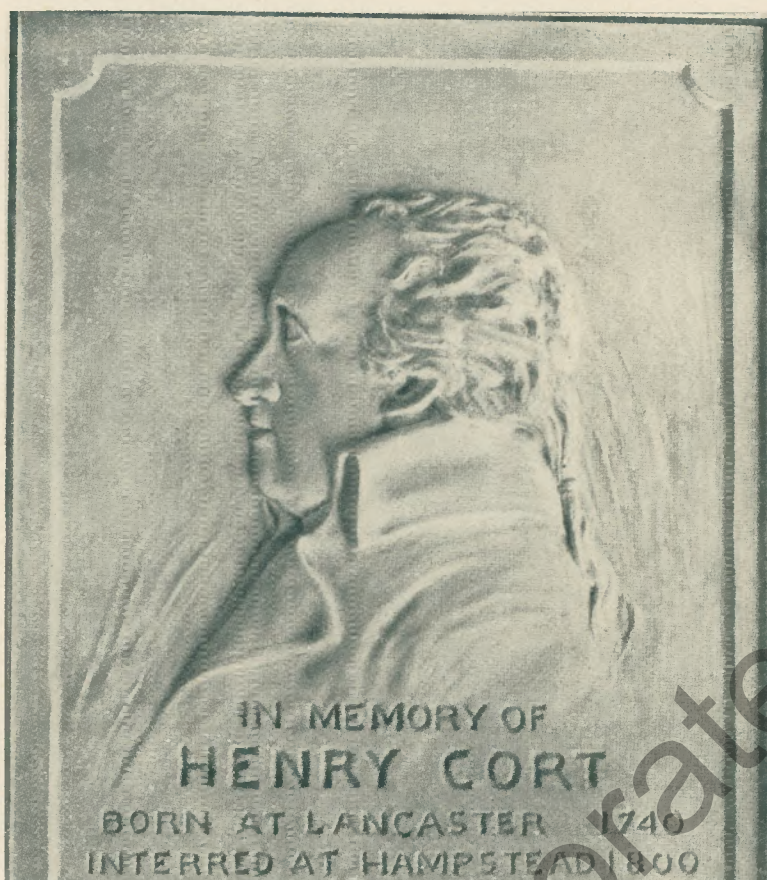
*

Spanische Bauern lesen Nietzsche.

Aus den Düsseldorf Nachrichten.

Die geistige Erweckung des spanischen Volkes, die sich hervorragende Schriftsteller wie Ortega y Gasset zur Aufgabe gemacht haben, schreitet fort trotz allen Wirren, in die das Land nach jahrhundertlangem Kulturschlaf verwickelt ist. Ein interessantes Beispiel dafür bietet Fritz Meingast durch die Erzählung eines Erlebnis in den bei der Grandchöhen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erscheinenden Weltstimmen. In dem katalonischen Marktflecken Ceros, unweit der aragonischen Grenze, in dem nur arme Bauern und elend bezahlte Tagelöhner haufen, besuchte er einen Mann, der ihn einlud, mit ihm abends das Café des Dorches aufzusuchen, das den Eindruck einer Ephele machte. „Aber wie erstaunte ich“, berichtet der Verfasser, „als ich diese verbrannten, abgearbeiteten Tagelöhner mit feierlicher Grandezza an den runden Tischen sitzen sah, jeden mit einem Glas Limonade vor sich. Mein Begleiter klopfte an den Tisch, und plötzlich wurde es totenstill im ganzen Raum. Dann fing der Mann zu sprechen an, während seine Augen stolz auf mir ruhten: „Kameraden, dieser Mann kommt viele tausend Kilometer zu uns. Er kommt aus Deutschland, dem Land, das gegen die ganze Welt gekämpft hat ...“ Klatschen und Beifallsrufe ertönten, aber der Redner fuhr unbeirrt fort, als müßte er sein Herz auf einmal offenbaren: „Wir bewundern das deutsche Volk; denn es ist ein Volk von lauter Helden. Und Nietzsche hat ihm angehört!“ Ich traute meinen Ohren nicht. Wie sagte doch der Tagelöhner? Nietzsche?! Mein Erstaunen wuchs, als der Arbeiter weiter sprach: „Jeden Tag lesen wir aus seinem Buch: Asi hablada Zarathustra (Also sprach Zarathustra) und richten unser Leben danach ein. Aber wir wissen so wenig über den großen Philosophen. Der Deutsche soll uns davon erzählen.“ Ich erfüllte seinen Wunsch. Als die Morgenfonne über die braunen Felder kroch, saßen wir noch beisammen und sprachen von Nietzsche. Dann mußten die Tagelöhner an ihre strenge Arbeit gehen, während ich weiter in das Herz Spaniens wanderte, den Kopf voll Gedanken über jene Bauern und Arbeiter, die in der blauschimmernden Mittelmeerlandschaft um deutschen Geist ringen.“

Gedenktafel
Henry Corts
auf dem Hampstead-Friedhof.
(Aus: Bi-Monthly Bulletin
Philadelphia 1905.)



Henry Cort.

Zur 150. Wiederkehr der Erteilung des Puddelpatentes.

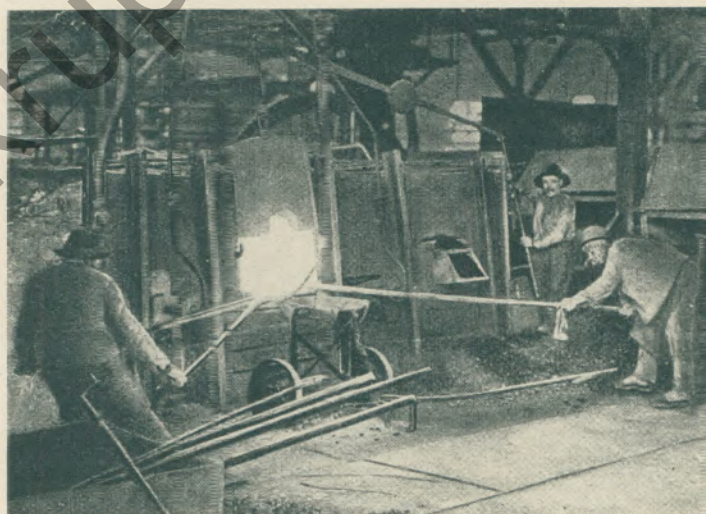
Drei Erfindungen sind es, die den Aufschwung der englischen Eisenindustrie im 18. Jahrhundert und damit ihre damalige Vormachtstellung begründet haben: die Dampfmaschine, die Roheisenzeugung mit Koks und die Stahlerzeugung mit Steinkohle durch das Puddelverfahren. Genau, so wie im Mittelalter eine Kraftmaschine, das Wasserrad, maßgebend beteiligt war an der Umwandlung der Eisenherstellung und -verarbeitung, so war es auch im 18. Jahrhundert wieder eine Kraftmaschine, und zwar diesmal die Dampfmaschine, die neben den beiden genannten großen metallurgischen Fortschritten ein neues Zeitalter der Eisengewinnung einleitete. Die Dampfmaschine ermöglichte eine Verbesserung der Gebläse und eine vielseitige Anwendung der Walzwerke zur Verarbeitung des erzeugten Stahles. Der Kokschofen, der im Jahre 1735 erfunden wurde, erlöste England von der je länger je mehr sich stärker fühlbar machenden Holzkohlenknappheit bei der Roheisenherstellung, und das Puddelverfahren ersetzte auch bei der Stahlerzeugung die Holzkohle durch Steinkohle und ermöglichte zudem eine sehr viel größere Erzeugungsmenge. Der Erfinder des Puddelverfahrens war ein Laie, der Kaufmann Henry Cort.

Henry Cort wurde in Lancaster im Jahre 1740 geboren. Mit fünf- undzwanzig Jahren betrieb er eine Schiffsagentur in London, mit der er viel Geld verdiente. Bei seinen Geschäften machte er die Bekannt-

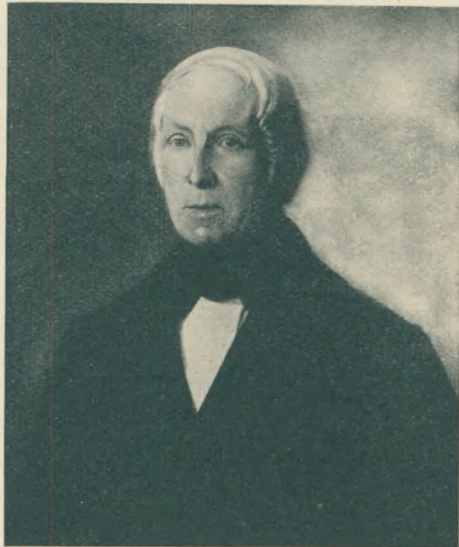
schaft mit dem englischen Stahl und stellte fest, daß dieser gegenüber dem ausländischen sehr schlecht war. Englands Stahl war daher von allen Staatslieferungen ausgeschlossen, so daß die Ausländer ganz willkürlich ihre Preise erhöhen konnten, da England gezwungen war, diese zu bezahlen. Auch Cort verkaufte hin und wieder Stahl an die englische Marine, wobei ihm der Gedanke kam, selbst einmal Versuche anzustellen, den englischen Stahl zu verbessern. Wenn wir auch über diese Versuche im einzelnen nicht unterrichtet sind, so müssen sie doch zu einem günstigen Ergebnis geführt haben, denn Cort gab seine Schiffsagentur und sein

Handelsgeschäft auf und pachtete in Fentley, in der Nähe von Portsmouth, ein Gelände, um ein kleines Stahlwerk zu errichten. Wahrscheinlich durch seine Lieferungen an die englische Marine wurde er mit dem Marinezahlmeister Samuel Jellicoe bekannt, und in der Folge sehen wir, daß er sich mit dessen Sohn, Adam Jellicoe, geschäftlich verband. Diese Verbindung hat Cort schweres Unglück gebracht und später seine ganze Existenz vernichtet.

Das erste Patent, das Henry Cort am 17. Januar 1783 nahm, befaßte sich nicht mit der Stahlerstellung, sondern mit dem Paketieren, Schweißen und Bearbeiten von Stahlschrott. Er beschreibt in diesem Patent ausführlich die Herstellung von Paketen aus Stäben, das Zusammenschnüren mit Bändern und das Einsetzen in



Blick in ein Puddelwerk
um die Mitte des 19. Jahrhunderts.
Die fertige Luppe wird aus dem Ofen herausgezogen und auf den Luppewagen gesetzt, um zum Hammer gebracht zu werden.



Christian Remy,
der den ersten Puddelofen Deutschlands in Betrieb setzte.

Glammöfen. Nachdem diese Pakete bis zur Schweißhize gekommen waren, wurden sie ausgeschmiedet und später durch Walzen weiterverarbeitet.

Am 13. Februar 1784 nahm Henry Cort sein zweites Patent, das ein Puddelverfahren betraf und das in der Behandlung von Roheisen in einem Glammofen, der mit roher Steinkohle beheizt wurde, bestand. Wenn der Einsatz eingeschmolzen war, wurde durch eine kleine Öffnung in der Tür des Ofens die Masse mit eisernen Stangen bewegt, um immer wieder neue Teile derselben mit den sauerstoffhaltigen Feuer gasen in Verbindung zu bringen und um dadurch eine Verbrennung der Eisenbegleiter zu bewirken. Nach und nach verlor dann die Masse ihre Flüssigkeit und wurde teigig. Wenn dieser Zustand erreicht war, wurde sie in Klumpen oder Ballen von entsprechender Größe geteilt, die man „Luppen“ nannte, und die man dann nacheinander aus dem Ofen heraus holte, um sie unter dem Hammer auszuschnitten.

Cort hatte diese geniale Erfindung in wenigen Jahren erdacht und praktisch durchgeführt. Sehr bald wurde in England seine Erfindung anerkannt, denn schon im Jahre 1786 sagte Lord Sheffield darüber: „Wenn Cortes geistreiche und verdienstliche Verbesserung in der Kunst der Eisenbereitung, die Dampfmaschine von Boulton & Watt und Lord Dundonalds Erfindung, Koks zur Hälfte der seitherigen Kosten herzustellen, sich bewähren, so ist es nicht übertrieben, zu behaupten, daß der Erfolg England von größerem Nutzen sein wird, als die dreizehn Kolonien (von Nordamerika): denn es wird unserem Vaterland die vollständige Herrschaft über den Eisenhandel in die Hände gegeben zu seinem Vorteil in bezug auf die Wirtschaft.“ Aber auch die Reider regten sich bereits frühzeitig, denn wie aus einem Brief von James Watt aus dem Jahre 1784 hervorgeht, wurde Cort von seinen Zeitgenossen höchst unwürdig behandelt. Dadurch, daß er sein Verfahren preisgab, ehe es vollkommen war, verlachten ihn die Fachgenossen, scheuten sich aber nicht, sein Verfahren oder Teile desselben, wenn sie ihnen gut schienen, für ihre Zwecke auszunutzen. 1787 wurde von der Prüfungskommission der von Cort hergestellte Stahl dem schwedischen Ofenmund für überlegen erklärt und gleichzeitig angeordnet, daß der Bedarf der Marine lediglich noch mit Cortischem Stahl gedeckt werden dürfe. Diese großen Aufträge verlangten naturgemäß auch entsprechende Anlagen, wozu ihm das Kapital fehlte, und so sah er sich veranlaßt, bei dem Vater seines Teilhabers, dem Marinezahlmeister Jellicoe, eine Anleihe von 27 000 Pfund Sterling zu nehmen.

Alles schien sich zum Besten zu wenden, da starb plötzlich der alte Jellicoe, und nach dessen Tode wurde festgestellt, daß er Unterschlagungen in großem Maßstabe begangen hatte, und daß auch das Kapital, das Cort von ihm erhalten hatte, aus unterschlagenen Staatsgeldern stammte. Da Cort für die Anleihe seine Patente an Jellicoe verschrieben hatte, so beschlagnahmte nunmehr der Staat sein gesamtes Vermögen und verzog damit die ganze Existenz Cortes, ohne auch nur die Möglichkeit zu lassen, durch die bereits in recht beachtlicher Höhe eingehenden Lizenzbeträge eine Abzahlung der

Schuld im Verlauf von mehreren Jahren zu gestatten. Der Staat wurde in seinen recht unverständlichen Bestrebungen durch einige Eisenindustrielle unterstützt, die nunmehr keine Lizenzgebühren mehr zu bezahlen brauchten.

Cort geriet durch diesen Vorgang in bitterste Not. Endlich, im Jahre 1794, gewährte man ihm eine kleine Pension von 160 Pfund Sterling jährlich, und als er im Jahre 1800 als gebrochener Mann starb, erhielt seine Witwe auf ein erneutes Unterstützungsge such hin eine jährliche Unterstützung von 100 Pfund Sterling ausbezahlt. Millionen waren damals schon durch Cortes Erfindung verdient worden, und das reiche England genierte sich nicht, die Frau und die Nachkommen dieses großen Erfinders mit einem Bettelpfennig abzuspeisen. Diese Tatsache ist nicht fortzuleugnen und wird immer ein dunkler Fleck auf dem englischen Ehrenschild bleiben.

Es mag uns Menschen der heutigen schnellebigen Zeit eigenartig erscheinen, daß die Einführung des Puddelverfahrens in Deutschland vierzig Jahre auf sich warten ließ. Die Gründe für diese Verzögerung sollen hier nicht untersucht werden, nur, das es sei bemerkt, daß England alles daransetzte, das Verfahren geheimzuhalten, wie es überhaupt ja damals schwere Strafen auf die Ausfuhr industrieller Geheimnisse legte. Nichtsdestoweniger waren schon um die Jahrhundertwende in den technischen Zeitschriften Aufsätze enthalten, die das Puddelverfahren mehr oder weniger genau beschrieben. Wahrscheinlich sind auf Grund solcher Veröffentlichungen die Versuche zustande gekommen, die der unternehmende Graf Einsiedel in Lauchhammer zusammen mit dem damals bekannten Professor Lampadius in Freiberg mit dem Puddelverfahren machte. Die Versuche schlugen aber fehl, in der Hauptsache auch wohl deshalb, weil als Brennstoff Holz verwandt wurde. Das gleiche Schicksal erlitt der Versuchspuddelofen des Grafen Maximilian von Egger zu Lippischbach in Kärnten. Auch als man im Jahre 1817 auf dem königlichen Hüttenwerk in Geislauren im Saargebiet versuchte, mit Steinkohle zu puddeln, mußten diese Versuche nach einiger Zeit eingestellt werden, weil das erzeugte Eisen bzw. der erzeugte Stahl den Anforderungen nicht entsprach.

Drei Namen sind es vor allem, die mit der erfolgreichen Einführung des Puddelverfahrens in Deutschland aufs engste verknüpft sind: Christian Remy, Eberhard Hoesch und Fritz Harckort. Christian Remy gebührt das Verdienst, als erster in Deutschland einen Puddelofen in Betrieb gesetzt und guten Puddelstahl erzeugt zu haben. Die Schwierigkeiten waren auch hier anfänglich sehr groß, da die aus England angeworbenen Puddler zunächst mit dem deutschen Roheisen gar nicht fertig werden konnten. Auch Eberhard Hoesch hat auf seinem Lendersdorfer Werk eine lange Versuchszeit durchmachen müssen, ehe es ihm gelang, im regelmäßigen Betrieb Puddelstahl erzeugen zu können. Und als Fritz Harckort im Jahre 1826 dazu überging, in der von ihm mit Daniel Ramps gegründeten Maschinenfabrik einen Puddelofen zu bauen, so tat er dieses weniger aus privatwirtschaftlichem Interesse, als in der Absicht, seine Landsleute anzuregen, sich die Fortschritte des englischen Eisenhüttenwesens zu eigen zu machen und Eisen und Stahl durch die neueren Verfahren wirtschaftlicher herzustellen, als es mit den alten Verfahren möglich war. In den nächsten Jahren entstanden dann noch besonders in Rheinland und Westfalen eine ganze Reihe von Puddelöfen: in Nachrodt, Quindt, Eschweiler, Warstein, Oberhausen, Hörde, Hüsten usw. Und trotzdem stieg die erzeugte Menge nur verhältnismäßig langsam, und es dauerte noch bis in den Anfang der vierziger Jahre, bis die Erzeugung an Puddelstahl die an Holzkohlenfrischstahl überstieg. Dann aber blieb der Puddelstahl Sieger. Ihm erstand aber in dem von Henry Bessemer im Jahre 1855 zum ersten Male hergestellten Flußstahl ein mächtiger Nebenbuhler, dem es im Jahre 1890 gelang, in Deutschland die Erzeugung an Puddelstahl endgültig zu überflügeln, nachdem die Flußstahlerzeugung durch das Siemens-Martin- und das Thomas-Verfahren noch eine breitere Basis erhalten hatte.

Die Erfindung Henry Cortes, die einmal in der Umwandlung des Roheisens in Stahl mit Hilfe der Steinkohle und zum andern in der Verarbeitung der Schweißstahlpakete durch Walzen bestand, bildete den Übergang des Eisengewerbes aus der handwerklichen Form zur Großindustrie. Für die damalige Zeit war Cortes Erfindung eine geniale Tat, die berufen war, den Stahlhunger zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu stillen. Das ist das große Verdienst, das unvergessen bleiben wird, solange man Stahl herstellt und verarbeitet.

Die Botanisierrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat
eingefangenen Spottvögel



Diskussion.
Radierung
von Otto Quante.

Kinder spielen.

„Warum spielt ihr nicht, Frigchen?“
„Wir spielen doch.“
„Und da bist du hier allein?“
„Ja, wir haben Ehe gespielt. Ich habe mich an den Tisch gesetzt und gesagt: ‚Was ist denn das wieder für ein Fraß?‘ Und da hat Lili gesagt: ‚Wenn du besseres Essen willst, mußt du mehr Wirtschaftsgeld rausrücken.‘ Und da habe ich gesagt: ‚Halt den Mund!‘ Bin aufgestanden und rausgegangen. Und nun sitze ich hier allein und habe die But.“
(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Wurst wider Wurst.

„Leistet mir die Feuerversicherung Schadenersatz für jedes Stück meines Eigentums, das verbrennt?“
„Selbstverständlich!“
„Und wenn ich nun für die Kiste Zigarren, die ich geraucht habe, Schadenersatz verlange?“
„Dann wird sie dich wegen vorsätzlicher Brandstiftung anzeigen!“
(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Vater hatte sich beim Schneider einen Anzug bestellt und brachte eine Stoffprobe mit nach Hause. Nachdem Mutter den Stoff begutachtet hatte, zeigte er ihm seinem vierzehnjährigen Sohn und fragte, wie er ihm gefiele.

„Nicht gut!“
„Aber, Junge, das ist ja die linke Stoffseite, die du ansiehst.“
„Ich weiß; aber die kommt ja nach außen, wenn ich den Anzug mal träge.“
(Die Woche.)

Das letzte Wort.

„Du mußt aber auch immer das letzte Wort haben!“
„Kann ich dafür, daß die nichts mehr einfällt?“
(Blätter vom Hause Henkel.)

Aus dem Osten.

„Ist sich deutsches Artikel ferner schwer zu unterscheiden. Sagt man: der regent, hat sich Krone auf; sagt man: die regent, schwingt sich Laktstock; sagt man: das regent, spannt sich Schirm auf.“
(Blätter vom Hause Henkel.)

Der Irrtum.

„... ich wiederhole es noch einmal: Ich bin der beste Reisende der Welt!“
„Schön. Ich stelle Sie ein. Hier ist ein Posten Strümpfe, versuchen Sie, den zu verkaufen.“
Der Reisende macht sich auf den Weg. Nach acht Tagen ist er wieder zurück. Ohne Erfolg!
„Nanu?“ staunt der Chef, „ich denke, Sie sind der beste Reisende der Welt?“
„Ich bedaure sehr, das war ein Irrtum. Ich bin nur der zweitbeste. Der beste ist der Mann, der Ihnen diesen Posten Strümpfe angedreht hat!“
(Blätter vom Hause Henkel.)

Kindermund.

Klein-Ursel fährt zum ersten Male zur Großmutter aufs Land. Bei einem Rundgang durch die Wirtschaft betrachtet sie mit großem Interesse ein Schwein, um dann schließlich wißbegierig zu fragen:
„Oma, wozu hat denn das Schwein da vorne die Steckdose?“
(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — D. A. 8500. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 RM., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.

thyssenkrupp Corporate Archives